

Michael Winkler

Eine Theorie der Sozialpädagogik

Neuausgabe mit einem neuen Nachwort

Herausgegeben von
Gaby Flösser und Marc Witzel

BELTZ JUVENTA

DS 4000 W775



2021/019307

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6169-7 Print
ISBN 978-3-7799-5473-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks
Satz: Datagrafix, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Vorwort	11
Wider die Macht der Techniker:	
Über die Möglichkeit einer Theorie der Sozialpädagogik	15
1. Von den Schwierigkeiten mit einer Theorie der Sozialpädagogik	16
2. Vom Objekt der sozialpädagogischen Theorie	27
3. Von der wissenschaftlichen Bemühung um die Sozialpädagogik	42
4. Vom Gegenstand einer Theorie der Sozialpädagogik	57
5. Von der Funktion einer Theorie der Sozialpädagogik	75
Die Theorie der Sozialpädagogik	97
6. Vom Aufbau der Theorie der Sozialpädagogik	98
1. Teil: Das sozialpädagogische Problem	105
7. Vom verwaisten Tier: Über die allgemeine Struktur des sozialpädagogischen Problems	106
8. Von den Bedingungen, die das sozialpädagogische Problem in der Moderne bestimmen	122
9. Vom Subjekt als der einzulösenden Möglichkeit der Moderne	138
10. Von den Formen des Aneignungsproblems	151
11. Von dem Zusammenhang und der Dynamik des Aneignungsproblems	163
2. Teil: Das sozialpädagogische Handeln	175
12. Von der Topologie der sozialpädagogischen Praxis	176
13. Vom Verhältnis des Rechts zum sozialpädagogischen Handeln	204
14. Von der Sozialpädagogik im Sozialstaat – ein historischer Exkurs	217
15. Von den geistigen Energien des sozialpädagogischen Diskurses	228
16. Von den Begriffen „Subjekt“ und „Ort“ als den Grundbestimmungen des sozialpädagogischen Handelns	249
17. Vom Verhältnis der pädagogischen Tätigkeit zu den anderweitigen Einwirkungen	267
18. Von der pädagogischen Kausalität	285
19. Vom Handeln in der sozialpädagogischen Situation	302

20.	Epilog	313
5X 21.	Veränderung und Kontinuität – neue Bedingungen für eine Theorie der Sozialpädagogik <i>Ein Nachwort von Michael Winkler</i>	314
	Literaturverzeichnis	363

Vorwort der Herausgeber

Als vor über 30 Jahren die Habilitationsschrift von Michael Winkler: „Eine Theorie der Sozialpädagogik“ im Klett-Cotta Verlag erschien, war diese ein Bekenntnis und eine Provokation: ein Bekenntnis, da hier ein junger Wissenschaftler von nicht einmal 35 Jahren seine Zugänge zu erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Phänomenen einer stringenten und radikalen Deutung unterzieht. Unbeirrbar fragt er nach den (sozialen) Bedingungen der Möglichkeit einer gelingenden Subjektbildung, deren je konkrete gesellschaftliche und politische Institutionalisierung auch normative Imperative als Rahmenkonstruktion akzeptiert. Provokant ist die Schrift bis heute, da sie jedweder wissenschaftstheoretischen Beliebigkeit eine Absage erteilt und bildungs- wie sozialphilosophische Theorieentwürfe privilegiert. Michael Winkler hat damals einen sozialpädagogischen Theorieentwurf vorgelegt, der auch heute noch herausfordert, zur Diskussion einlädt und zum Nachdenken anregt.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass die Nachfrage zu diesem Standardwerk nach wie vor hoch ist, der bereitwillige Verlag mit Beltz Juventa für eine Neuauflage schnell gefunden wurde und Michael Winkler selbst zu einem Rück- und Ausblick sofort seine Zustimmung gegeben hat. Da seine Überlegungen sowohl in den disziplinären Debatten der Sozialen Arbeit wie in der Ausbildung von Sozialpädagog*innen auch weiterhin einen bedeutsamen Bezugspunkt darstellen, wenn es darum geht, einen „sozialpädagogischen Blick“ (Rauschenbach) zu entwickeln, sind wir von der Relevanz der Neuauflage überzeugt. Diese zeigt sich zum einen in der stetigen Diskussionsbereitschaft des Autors, zum anderen in der anhaltenden Rezeption der „Theorie der Sozialpädagogik“ in Überblicksbeiträgen und Sammelbänden zur sozialpädagogischen Theoriebildung und methodologischen Forschungskonzeptionen.

Neben der quantitativen Resonanz gibt es aber auch inhaltliche Besonderheiten, die das Werk auszeichnen: Allem voran versperrt es sich jedem opportunistischen Zugriff, den gängigen Konvergenzthesen folgend, eine „Theorie der Sozialpädagogik“ durch „Theorien Sozialer Arbeit“ zu ersetzen oder auch nur diesen unterzuordnen. Das Insistieren auf der Differenz mag banal erscheinen, erweist sich jedoch theoriesystematisch als bedeutsam. Es handelt sich hier um einen dezidiert erziehungswissenschaftlichen, einen pädagogischen Zugang zur Theoriebildung. Als sozialpädagogische Großtheorie – und dies kann durchaus als der Anspruch dieses Theorievorschlags angenommen werden – bleibt ‚Eine Theorie der Sozialpädagogik‘ in der Erziehungswissenschaft fundiert. Im Unterschied zu anderen theoretischen Erklärungsversuchen dessen, was Sozialpädagogik sei, lassen sich die vorgelegten Überlegungen nicht den üblichen Ordnungsschemata der Disziplin zuordnen. Geisteswissenschaftlich inspiriert, verfolgt

21. Veränderung und Kontinuität – neue Bedingungen für eine Theorie der Sozialpädagogik³⁴⁴

Ein Nachwort von Michael Winkler

Normal Science und Big Business

Bücher haben bekanntlich ihre Geschichte, nicht bloß für ihren Autor. Der hat schließlich ein Verhältnis zu ihnen wie zu eigenen Kindern, anfangs mit großer Zuneigung und Sorge, dann mit Mühe und Aufregung, zuweilen sogar mit Ambivalenz. Am Ende, viel später allerdings, stellt sich das Gefühl ein, sie könnten doch ganz wohlgeraten sein. Möglicherweise sogar als Folge biographischer Entwicklung; man wird mit den eigenen Büchern vertraut und erwachsen. Bücher haben zugleich ihre eigene Geschichte, weil sie im Kontext von Geschichten stehen, aus welchen sie dann verstanden sein wollen. Symptomatisch etwa, wenn man die klassisch lateinische Formel vermeidet: *habent sua fata libelli*. Solch ein bildungsbürgerlich anmutender Verweis diskriminiert schließlich jene, die kein Gymnasium besucht haben. Zumal selbst von dem gründlich reformierten Lateinunterricht niemand profitiere. Der Umgang mit digitalen Geräten sei wichtiger, weil sie längst Macht haben. Was allein schon ein Grund wäre, doch lieber auf lateinische Vokabeln zu setzen.

Bücher haben ihre Geschichte – und selbst die unterliegt der Beschleunigung. Dieses Nachwort war kaum fertig und musste schon wieder umgeschrieben werden. Denn eine Pandemie hat die Situation der Gesellschaften und die Lage der Menschen in diesen weltweit verändert. Sichere Aussagen lassen sich für Gegenwart und Zukunft kaum formulieren, auch nicht für die Sozialpädagogik. Verschärft hat sich allerdings: Das Leben vieler Menschen erweist sich mehr denn je als fragil und bedroht. Einerseits alle erfassend und rücksichtslos, wie das Ulrich Beck im Blick auf menschlich ausgelöste Katastrophen geahnt hat (Beck 1986). Andererseits dort besonders bedrohlich, wo ein marktradikaler Kapitalismus Ungleichheiten verschärft und gesellschaftliche Organisation zerstört. Durch

344 Für kritische Anmerkungen danke ich Eric Mührel und Marc Witzel; insbesondere haben sie moniert, dass eine erste Fassung arg pessimistisch geklungen hat. Das war keine Absicht, insofern habe ich einige Ergänzungen vorgenommen, die darauf zielen, zumindest Mut zu machen, ohne die nötige Kritik preiszugeben. Vielleicht wäre der Text ganz anders ausgefallen, hätte ich vor seiner Abfassung das neue Buch von Hans Thiersch in der Hand gehabt (Thiersch 2020), das einen in der Tat mit seinem klugen Optimismus begeistert und in seinen Bann zieht.

Auflösung von Infrastrukturen und rücksichtslose Privatisierung kommunaler und sozialer Einrichtungen. Durch Armut und Zwangsverhältnisse, wie sie in Gestalt von alternativloser Migration entstanden sind. Durch Individualisierung ohne Solidarität und einem Freiheitsanspruch, der die Rücksicht auf das Leben hinter sich lässt – und wie in allen Pandemien auf grausame Weise Schuldigen zugerechnet wird. Immerhin: Gleichzeitig finden sich Zeichen von Gemeingeist und kollektiv getragenen Ordnungsmaßnahmen, die bei aller Ambivalenz Vertrauen begründen und Solidarität ermöglichen.

Diese neue Lage, gleich ob sie vorübergehend oder auf Dauer bleiben mag, stellt eine Vermutung in Frage, die eigentlich am Anfang stehen sollte. Die Vermutung nämlich, dass eine Theorie der Sozialpädagogik heute so nicht mehr geschrieben werden würde, wie das vor über dreißig Jahren geschah. Nicht, dass diese inhaltlich überholt wäre. Aber es lag nahe, Theorie anders zu konturieren. Doch mit den Entwicklungen im Frühjahr des Jahres 2020 kehrt als Aufgabe zurück, über Sozialpädagogik mit Blick auf die Situation menschlicher Subjektivität nachzudenken. Weil nämlich auf radikale Weise Menschen gezwungen werden, zu lernen, wie sie mit ihren Lebensverhältnissen umgehen, Sozialität entwickeln und zugleich ihre Subjektivität wahren.

Das bedeutet: Das alte Thema der Sozialpädagogik ist wieder da, verbunden mit dem es früher auszeichnenden Zwang zu einem philosophischen Denken, das dialektisch angelegt ist und Hermeneutik verlangt. Aus aktuellem Anlass oder vielleicht aufgrund einer fachlichen, disziplinären und professionellen Entwicklung, die Dialektik und Einsicht wieder erlaubt oder sogar verlangt. Dabei schien zuletzt ein solcher Zugang kaum mehr möglich: Inspiriert durch Erfahrung und Beobachtung im Feld, gestützt auf Literatur, vor allem am Gegenstand ausgerichtet, dessen Existenz bei aller Fragwürdigkeit unbezweifelt schien, im Duktus eher offen kompositorisch: Wittgenstein mit Chomsky zu verbinden, erscheint heute als ziemlich tollkühn. Forschung ist präziser geworden. Damals fehlten der Ausweis einer Methodik und die empirische Absicherung. Inzwischen gilt, was Adorno schon früh ironisch bedachte (Adorno 2019, S. 171): Denken allein fällt aus der Wissenschaft, die konkrete Erfahrung zählt nur bedingt, obwohl die datengestützte Erkenntnis kaum andere Einsicht eröffnet. Erst wenn das Forschungsdesign sie gefiltert hat, gilt sie als robust, vermutlich, weil es Ambiguitäten ebenso ausschließt wie den Widerspruch. Wissenschaft beweist lieber, was ihr Namen besagt: Disziplin. Phantasie und Anarchie, jene noch ein wenig aufrührerisch, aber doch längst nur Nachklang, diese immerhin durch Paul Feyerabend geadelt, wirken wie Relikte – was für ihre Notwendigkeit spricht. Kritische Fragen und Überlegungen werden zunehmend als Polemik zurückgewiesen, in Verkennung der Aufgabe einer denkenden Vernunft, Zuspitzung leisten zu müssen.

Aber vielleicht stellt sich diese Frage aktuell wieder neu; manche bewerten die Corona-Pandemie zumindest als eine Art Brennglas, das der Sozialen Arbeit und der Sozialpädagogik hilft, sich selbst wieder einmal zu überdenken – und

dass sie das tun und tun können, lässt sich als ein gutes Zeichen werten, das allen Anlass zu einer durchaus optimistischen Einschätzung für sie geben könnte. Gleichwohl gilt, dass sich die Bedingungen für Theorie verändert haben, übrigens auch in dieser Hinsicht gar nicht zum Negativen: Es scheitert jedenfalls, wer die relevante Literatur nur überblicken möchte. Die Produktion von Texten lässt sich nicht mehr erfassen. Allein die Menge an Nachschlagewerken und Handbüchern sperrt sich gegen jeden Anspruch, die Fachdebatten beurteilen zu wollen; um von den internationalen Debatten ganz zu schweigen. Forschung ertrinkt in den Funden. Von einem Diskurs kann kaum mehr die Rede mehr sein – zumal der Begriff des Diskurses selbst durch methodische Schärfung gänzlich unscharf geworden ist. Partial- und Spezialdebatten beschränken sich oft auf wenige Teilnehmer. Sammelbände kreisen im eigenen Kosmos, selbst ihre Beiträge ignorieren die der Mitautorinnen. Sogar die Einführungen in das Ganze werden von den Vorlieben ihrer Verfasserinnen geprägt. Themen flackern in Konjunkturen auf, um in spontaner Amnesie zu verlöschen. Noch an Forschungszugängen lässt sich das Phänomen belegen: Die Anwendungsforschung geriet in Vergessenheit, aktuell verblasst die Adressaten- und die Wirkungsforschung. Optimismus zeichnet aus, wer mit paradigmatischen Knoten anstelle eines Wissenszuwachses rechnet. Aber zugleich heißt das wiederum, dass spezielles Wissen und besonderes Können entstanden sind, die zwar den Blick auf das Ganze verloren haben, dennoch Grundlage für gute Arbeit sein können.

Solche Entwicklungen belegen *normal science* für *big business*. Die wissenschaftliche und professionelle Situation der Sozialpädagogik lässt sich als die einer abstrakt systemischen Stabilität bezeichnen. Wobei der Vorbehalt am Anfang stehen muss: Die Grundlagen bleiben labil, weniger politisch, weil moderne Staaten ihre Gesellschaften ohne ein System sozialer Versorgung nicht aufrechterhalten können, wie auch immer sie dieses gestalten, repressiv, mit Zwang und Gefängnissen, eher freundlich führend, mit Angeboten und Leistungen, die von den Subjekten möglichst selbst betrieben werden, als Eigenoptimierung, in gemeinsam geteilter Verantwortung oder als unbedingte Voraussetzung für die eigene Lebensführung – die Formeln unterscheiden sich nach Stimmungslage. Dennoch: Der Bereich braucht einen solventen Steuerstaat, braucht finanzstarke Kommunen, ist auf Legitimation angewiesen; es kann schon sein, dass er kippt, großflächig, weil die Gelder ausgehen, in bitteren Aufspaltungen, nämlich in Minderversorgung von Armen und Arbeitslosen einerseits, der Förderung von Bildung und Betreuung für den Nachwuchs von Beschäftigten andererseits, Ausgrenzung oder Disziplinierung als dritte Möglichkeit. Dieses Szenario droht gerade, das Ganze bleibt ein Vabanquespiel.

Die systemische Stabilität schlägt sich (noch) empirisch in Personalzuwachsen nieder, denen ein Zuwachs der Ausbildungskapazitäten entspricht. Privatwirtschaftlich betriebene und kostenpflichtige Hochschulen bieten duale und Fernstudiengänge an, häufig in enger Verbindung mit kommunalen und freien

Trägern der Sozialen Arbeit. Ausbildung tendiert inhaltlich zur Funktionalität, kritische und allgemeine Themen rücken häufig in den Hintergrund. Die Studierenden goutieren dies, zumal sie mit hoher Arbeitsplatzsicherheit rechnen können. Die Tendenz zu einer Zunahme vor allem des höher qualifizierten Personalbestands dominiert. Allein die Kinder- und Jugendhilfe beschäftigt heute etwa so viele Fachkräfte wie das Schulsystem, zugleich geht die Bedeutung von Ehrenamtlichen zurück. Nach einem Aufmerksamkeitshype bis in das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, sprechen heute nur noch wenige von diesen, obwohl weite Bereiche maßgebend durch sie bestimmt werden. Nicht minder ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sozialpädagogik als solche selbstverständlich geworden. Ein einigermaßen gut laufender Betrieb, weit ausdifferenziert, sowohl in inhaltlicher wie in methodischer Hinsicht. Soziale Arbeit verfügt heute über einen Wissens-, Informations- und Reflexionsbestand, der beeindruckt – und manchmal verstört: Denn die Wissensproduktion ist weniger intrinsisch gesteuert, sondern reagiert auf Vorgaben der politischen und öffentlichen bzw. medialen Debatten, die ziemlich volatil sein können.

Stabilisierung des Feldes, Normalisierung und Pluralisierung

Stabilisierung zeichnet die Gestalt des ganzen Feldes aus, reicht über die themengebende Problematisierung bis zum Erscheinungsbild der Profession. Die Zahl der akademisch Ausgebildeten steigt an – wobei man streiten kann, ob ein Bachelor-Studium den längeren Besuch einer einschlägigen Schule des Sekundarbereichs übertrifft. Die Statistik hält einen ungebremsen Anstieg der Aufwendungen und Ausgaben allein schon für die Kinder- und Jugendhilfe fest. Etabliert und professionalisiert haben sich zudem die Fachverbände, die sich eigene wissenschaftliche Einrichtungen erlauben. Sie beraten und beobachten im System, zuweilen sogar in Distanz zu Trägern, denen sie nahestehen. Unabhängige Forschungsinstitute produzieren als Großfabriken Wissen und agieren als Ausrüster der Politik. Zunehmend widmen sich Organisationen spezifischen Aufgaben im Feld etwa der Kinder- und Jugendhilfe; Ombudschaft, die Reform des Vormundschaftsrechts, Begleitung von minderjährigen Asylbewerberinnen – nicht selten zumindest angeregt durch Projekte, die ihrerseits von Ministerien angestoßen worden sind.

In seiner Stabilität integriert dieses System politisch induzierte Veränderungen. Viele fürchteten, dass die in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts als Neue Steuerung diskutierte Verwaltungsreform Soziale Arbeit massiv einschränken würde. Das ist offensichtlich nicht der Fall, ebenso wenig wie die Einführung neuer Abrechnungsformen oder die Neuorganisation von Jugendämtern zu gravierenden Einbrüchen im Wachstum der Sozialen Dienste geführt haben. Kaum beeinträchtigt die Stabilität im Gesamten, was die Soziale Arbeit im

Endlich: Systemische Stabilisierung bedeutet, dass die Soziale Arbeit inzwischen im öffentlichen und politischen Denken verankert ist; sie ist vor allem in den Medien angekommen, mit Folgeproblemen. *Als Gewinn* lässt sich verbuchen, wenn sich die Öffentlichkeit Themen zuwendet, die sie bislang als randständig ignoriert hat. Armut, Ausgrenzung, Stigmatisierung werden medial aufgegriffen und verhandelt. Sie haben den Weg auf die ersten Seiten der Printmedien und in die wichtigen Nachrichtensendungen gefunden. Erneut droht die Fokussierung auf Betroffenengruppen und verstellt gelegentlich den Blick auf die Gesamtheit sozialer Verhältnisse, auf Macht und Herrschaft. Gleichwohl kommt dies der Sozialen Arbeit zugute, weil sie in ihrer Zuständigkeit angesprochen wird. Ihr eigenes Bild als Menschenrechtsprofession mag dabei beides aufnehmen, die besondere Lebenssituation von Menschen und den eigenen Versuch, ein umfassendes Mandat für sich zu reklamieren. *Als Verlust* erscheint hingegen, wie Soziale Arbeit den Wahrnehmungen und Definitionen der Medien folgen muss. Diese nutzen eine starke, dramatisierende Sprache, ereignisbezogen spielt vorrangig gefühlte Betroffenheit eine Rolle. Starke Sprache betont Chaos oder schwerste Folgen, droht mit Belastungen, die nicht zu bewältigen sind. Im Erschrecken über den Mord an einem Kind wird vergessen, dass die Todesfälle bei Kindern seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts rapide gefallen sind; zudem wird der Einzelfall universalisiert, um ein Klima der Gefährdung heraufzubeschwören. Wer sich in diesem System bewegt, muss diese Sprache und diese Denkmuster bedienen – so etabliert sich eine Schreckensspirale, die das eigene System stärkt. Dunkelfelder werden um spektakuläre Einzelfälle inszeniert, für die Kategorien gebildet werden, die quantitativ leer bleiben und qualitativ nur für die Schlagzeile und den politisch angeordneten Runden Tisch taugen. Die jugendlichen Intensivtäter etwa. So genau sind sie nicht definiert: der notorische Schwarzfahrer fällt darunter ebenso wie derjenige, der einen Kioskbesitzer ermordet hat. Zuletzt hat man gesehen, wie aus den Fällen dann wiederum ganze Gruppen erzeugt werden, die – und hier wird die Sache dann doch infam – als Risiko gelten. Weniger für andere, sondern für sich selbst, vor allem als schützenswerte. Das hört sich gut an, erweist sich aber als Falle: Man interniert die die selbst eigentlich bedroht sein könnten, ziemlich willkürlich übrigens, wie dies bei der Definition von Risiken schon immer galt. Deutlich ist: Zwischen dem Getöse und dem Raunen der Medien verliert die Sozialpädagogik die Kraft, eigene Problembestimmungen zu entwickeln, allzumal solche, die auf die Subjektivität der Beteiligten vertrauen; eher breiten sich Ansätze aus, die sich einer positiven Psychologie zuordnen lassen, eingeführt stets mit der Frage nach dem Wohlbefinden, oder jedoch geradezu panische Anfälle strengster Verfolgung und Bestrafung, oft genug mit der Warnmeldung, dass sich die Taten zur Karriere verhärten. Sie ist übrigens falsch. Die Kultur der clickbaits löst einen Überbietungswettbewerb, sowohl in der Dramatisierung wie in der Nachfrage nach Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten, aus. Soziale Arbeit wirkt mit, weil sie als Medienereignis ein

Klima der Aufmerksamkeit pflegen und bedienen muss. Ob sie dieses steuern kann, sei dahingestellt. Denn die medialen Erregungs- und Dramatisierungsmechanismen wirken kontingent. Welches Thema, wie und warum Aufmerksamkeit gewinnt und vorübergehend auf Dauer gestellt wird, lässt sich kaum prognostizieren, ebenso wenig wie der Protest dagegen. Als Mahnerin wird sie dennoch gebraucht.

Wie auch immer: Soziale Arbeit verbucht eine Erfolgsgeschichte; Hans Thiersch spricht sogar vom sozialpädagogischen Jahrhundert. Das ist mit Nachdruck festzuhalten und hervorzuheben, weil es einer kritischen Selbstvergewisserung sogar eine gewisse Leichtigkeit gibt. Ein bisserl flapsig formuliert: Die Soziale Arbeit kann sich durchaus locker machen, weil sie den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft gewachsen sein wird. Aber: sie sollte Kritik und Selbstkritik gerade deshalb ernst nehmen. Denn Wasser verdünnt diesen Wein, ohne als Spritzer zu erfrischen: Der unaufhaltsame Siegeszug vollzieht sich nämlich in einer gesellschaftlichen Veränderung – das macht die Grundproblematik aus. Vor über drei Jahrzehnten war Sozialpädagogik mit ihren Aufgaben noch eingebunden in ein sozialstaatliches Arrangement, gewiss mit allen hellen und dunklen Seiten, ein sorgender Wohlfahrtsstaat, der seine Vorstellungen des richtigen Lebens mit Kontrolle und Disziplinierung durchgesetzt hat. Das hat sich geändert: Im marktradikalen Neoliberalismus muss die Theorie vielleicht neu bedacht werden – ironischerweise mit dem Befund, dass sie mehr denn je wieder gilt. Perspektiven deuten sich schon an, etwa wenn Joan C. Tronto von der „Caring Democracy“ spricht (Tronto 2013, 2015), als feministische Politologin, leider mit keinem Verständnis von pädagogischen Prozessen.

Die vergessene Wissenschaftstheorie und das Problem der Ideologie – mit Marginalien zum Verhältnis Sozialer Arbeit und Bildung

Normal science geht jedoch mit Blindstellen einher, die den aktuellen Zustand von Wissenschaft schlechthin auszeichnen: Wissenschafts- und erkenntnistheoretische Fragestellungen, wie sie noch bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts im Positivismusstreit oder als Auseinandersetzung um Erklären oder Verstehen für Aufregung sorgten, begegnen heute selten. Das auf Grundlagen abhebende Propädeutikum oder die Einführung in die Logik sind ebenso verschwunden wie die Frage nach Ideologie. Die Selbstverständlichkeit, mit der Fakten als solche gelten oder alternative Fakten identifiziert werden, verblüfft angesichts einer langen Debatte über die Kontextabhängigkeit und Interpretationsbedürftigkeit von Tatsachen; der naive Faktencheck verfällt selbst einem unkritischen Positivismus. Über all dem schweben die Definitionen zur Datensicherheit, das Reden über ihre Objektivität, Validität und Reliabilität; sie sind so verlässlich wie das Wort

von der Information, dem schon Religionsnähe attestiert wird. Sieht man von den anstrengenden Codierungsleistungen rekonstruktiver Untersuchungen im qualitativen Zugang ab, vernachlässigt man also, wie grounded theory nicht bloß Theorie aus sprachlichen Äußerungen entwickelt, sondern den menschlichen Äußerungen Bedeutungen geradezu abringt, wird doch nur selten geprüft, was denn welche Daten nun aussagen. Ihre Qualität beschließt sich wohl darin, wie sie kumuliert im Tortendiagramm eingefärbt werden; oder ein Ranking präsentieren, das an Fußball-Ligen erinnert. Weiter reicht der Verstand nicht. Dass die Daten selbst politisch sein könnten, übrigens noch darin, dass sie überhaupt als Daten vorgestellt und in Reihungen präsentiert werden, wird Nebensache (vgl. Schaudt 2018). Zudem betören eigenartige Bestätigungsmechanismen: Die Befunde der large scale assessments gelten als verlässlich, obwohl verborgen bleibt, was die Untersuchungen eben nicht erfassen; sie beschränken sich auf Testergebnisse zu kognitiven Leistungen, Emotionen und Affekte werden nur selten gemessen. Zumal im Ergebnis manche Befunde wenig überraschen – so etwa, wenn Hattie in seiner umfassenden Metaanalyse die Lehrerpersönlichkeit als stärkste Wirkgröße im Unterricht ausmacht. Das hatte ein halbes Jahrhundert vor ihm Eduard Spranger schauend und denkend besser begriffen.

Hinzu kommen schwierige disziplinäre Ordnungen: Wer eher zur Psychologie neigt, favorisiert naturwissenschaftliche Methoden, die alte Seelenkunde hat ausgedient, vor allem wenn sie introspektiv verfährt. Nur: manchmal sollte man sich schon darauf einlassen, wie Menschen sich ihrer Situation im Horizont vielfältiger Einflüsse vergewissern. Andere ziehen sozialwissenschaftliche Muster vor und stoßen sich an allem, was mit Biologie, mit Natur zu tun haben könnte. Dabei spricht einiges dafür, dass Evolution und Sozialität viel miteinander zu tun haben, nicht nur in der Menschheitsgeschichte, sondern noch in jedem individuellen Entwicklungsprozess. Dass Sozialpädagogik insofern eine sachlich begründete Sonderrolle zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaft zukommt, wird so undenkbar; das pädagogische Geschehen leistet aber eine widersinnig wirkende Vermittlung, die aber doch die Befreiung gegenüber den Zwängen einer Gesellschaft und den Naturbedingungen menschlicher Ontogenese ermöglicht. Diese theoretisch wie praktisch zu bewältigende Spannung gibt der Sozialpädagogik einen Sonderstatus im Feld der Professionen und Disziplinen. Deshalb könnte für sie eine philosophische Reflexionsform hilfreich sein. Aber diese gilt als normativ, während empirische Ausrichtung, Anwendungs- oder Wirkungsorientierung dominieren.

Die Lage verschärft, da Wissenschaft gesellschaftlich neu positioniert wurde (vgl. Novotny 2005, Weingart 2001): Sie verliert ihren exklusiven und esoterischen Charakter. Aus dem Elfenbeinturm vertrieben, gehorcht sie den öffentlich und medial artikulierten Ansprüchen, den Erwartungen der Politik und der Wirtschaft, zuweilen den Hoffnungen von gesellschaftlichen Gruppen. Fortschritt liegt darin keiner, wenngleich das dereinst sogar als Demokratisierung

erhofft wurde. Ob Forschungsinstitut oder Hochschule, die Erwartungen von Drittmittelgebern bestimmen das Geschäft, wobei die Ergebnisse der jeweiligen Projektevaluationen in Schubladen verschwinden; schließlich dräut der nächste Wahlkampf. Mythos und Magie des Marktes, mithin der Konkurrenz, führen in die Irre wie die nur vermeintliche Objektivität des Peer-Urteils; mit dem Schreiben von erfolglosen Anträgen werden Ressourcen in einer Weise verbraucht, wie es sich wohl nur Gesellschaften leisten können, die an Überfluss eher leiden.

Wissenschaft informiert, aber berät doch jene nur wenig, die professionell tätig sind. Selbst die Kinder- und Jugendberichte belegen dies. Früher Quelle für eine neue Praxis, werden sie zuletzt wenig rezipiert. Es bereitet freilich schon Schwierigkeiten zu lesen, dass es Jugend nicht mehr gäbe, sondern nur viele Jugendlichen, aber Jugend doch noch ein Ort der Demokratiebildung sei. Leitend und regulativ wirken hingegen zunehmend Alltagsvorstellungen oder Psychotechniken, die sich entweder gut in die dominant gewordene Therapiekultur fügen, dem Inzentsdenken moderner Menschensteuerung folgen oder schlicht juristisch und administrativ begründet sind. Manchmal deutet sich Überdruß an Wissenschaft an, verbunden mit einer – berechtigten – Kritik daran, dass sie das Versprechen der Orientierung nicht einlöst. Nebenbei: sie kann das nicht, sie sollte das nicht, weil Falsifikation ihr Grundprinzip ist. Praxis muss sich selbst bestimmen und dafür kritische Beobachtung aushalten. So gesehen spricht der zunehmend lauter erhobene Ruf nach Haltung beides aus: Enttäuschung über das falsche Versprechen, durch Forschung Anleitung für das Handeln zu bekommen, leider aber auch eine Tendenz, Härte und Kälte beweisen zu wollen. Dann freilich doch eine gute Entwicklung, nämlich den Versuch, eine theoretisch begründete, mithin in Sachkenntnis und zudem ethisch fundierte Einstellung, mit professionellen Vorstellungen und geschultem Können zu verbinden, um einem Fall in seiner Besonderheit gerecht zu werden, ohne die Fähigkeit zum Dialog zu verlieren (vgl. Pörksen/Schulz von Thun 2020). Man darf nicht ungerecht werden: das gelingt doch Einigen und lässt sich ausbuchstabieren (vgl. Thiersch 2020, S. 150 ff.).

Ein Paradox besteht darin, dass das Vertrauen in Wissenschaft schwindet, je mehr die Bedeutung ihrer Expertise betont wird. Erneut hängt das damit zusammen, dass von ihr Wahrheit und Objektivität erwartet werden, die aber nur über Kontroverse und Widerspruch gesichert werden können; wer Rat und Anleitung von Wissenschaft verlangt, überfordert sie. Fast letal wirkten Behauptungen, nach welchen es keine Alternative gäbe, hätten doch alle Experten zu diesem oder jenem Schritt geraten. TINA, *there is no alternative* war gleich dreifach fatal: Wissenschaft wurde in ihrer Grundlage der Skepsis angegriffen, Politik brachte sich um ihren eigenen Entscheidungsspielraum und zerstörte demokratische Beteiligung, vor allem wurde die Möglichkeit von Ideologie in Zweifel gezogen. Kritik der Ideologie gehört aber zu den Prinzipien rationaler Auseinandersetzung.

Soziale Arbeit kann hier als Paradebeispiel dafür herangezogen werden, wie sich im eigenen Erfolg ganze Handlungsbereiche der Selbstkritik entziehen, von

aller Sensibilität gegenüber dem Gebrauch von Sprache ganz abgesehen: Das beginnt bei der Dominanz eines Schutzgedankens, der mit Prävention gleichgesetzt worden ist, aber einer Verdachtshermeneutik Tür und Tor geöffnet hat, von allen impliziten Normierungsansprüchen abgesehen. Wissen wir wirklich so genau, was jungen Menschen guttut? Und selbst wenn im Allgemeinen das bekannt sein mag: Wissen wir es im Einzelfall? Öffentlich erfolgreich, aber mit den Steuerungsstrategien von Politik verlobt, setzt Soziale Arbeit zunehmend Optimierungsvorstellungen für die Entwicklung und das Aufwachsen von Kindern durch. Nichts gegen gute Bedingungen für junge Menschen und ihre Eltern! Die Gewissheit aber verblüfft, nach der diese Bedingungen nur in Kitas zu verwirklichen sind oder eben in Ganztagschulen. So werden weder Nebenfolgen diskutiert noch gefragt, ob Kinder an Gruppen und in diesen leiden, von den sozialpsychologischen Mechanismen ganz abgesehen, durch die Außenseiter produziert werden, um eine Gruppe zu stabilisieren. Immerhin entstehen institutionalisierte Gruppen mit Zwang, selten nur aufgrund von freier Wahl. Sie rufen starke Gefühle der Ablehnung hervor und bergen deshalb Konfliktpotential. Gibt es heute keine totalen Institutionen mehr? Hat sich in der Odenwaldschule kein System der Perfidie gezeigt, dessen Mitglieder sich wenig zierten, von der Jugendhilfe zugewiesene Buben zu missbrauchen? (vgl. Brachmann 2019) Sind Kinder oder Jugendliche in Einrichtungen weniger gefährdet, weil ihnen dort Bildung angetan wird? Wirken Schulen ernsthaft als Erfahrungsfeld für Demokratie, besser als Vereine? Immerhin kann man sich diesen verweigern, während Schulverweigerer polizeilich verfolgt werden. Seltsam auch, wie Familien in Anspruch genommen werden, während ihre Leistung abgewertet wird gegenüber der von Fachkräften. Ob deren Ausbildung sie stets davor bewahrt, grausam zu handeln? Woher stammt endlich die Gewissheit, mit der Gefährdungslagen behauptet werden oder in einer Krise die Perspektive entworfen wird, nach der eine ganze Generation verloren sei, weil sie zwei Monate keinen Unterricht genießen konnte? All das sind Fragen, die eine lesende Pädagogin aufwerfen muss – Fragen, die den Verdacht wecken, mit Ideologie zu tun zu haben, mit absichtsvoll verborgenen normativen Ansprüchen, insofern mit ungeprüfter Machtausübung.

Wie schnell diese einsetzt, lässt sich an drei Konzepten entdecken, die geradezu leitmotivisch auch in der Sozialen Arbeit wirken: *Betreuung* gilt als die eine Maxime für das Handeln mit jungen Menschen. Es überrascht, wie ungeniert positiv dieser Begriff besetzt ist. Immerhin bezieht er sich auf Menschen, denen die Fähigkeit abgesprochen wird, ihre eigenen Dinge selbstständig zu gestalten. Die ihre Mündigkeit verloren haben, zuweilen ihrer Würde beraubt werden. In jedem Krankenhaus lässt sich das besichtigen, etwa wenn älteren Menschen nachoperativ die Orientierung fehlt. Für Kinder scheint dies aber geradezu selbstverständliche und gewünschte Praktik zu sein, allzumal wenn sie mit Bildung verbunden wird. *Bildung*! Dieses – zweite – Zauberwort der letzten Jahrzehnte lebt nur noch von Bedeutungsvernichtung unter Aufrechterhaltung großer Emotionen. Eine

fachliche Niederlage der Sozialen Arbeit: Sie hat die durch die large scale assessments ausgelöste Euphorie um Schule nahezu unkommentiert in ihr Denken und Handeln aufgenommen, prominente Fachvertreter beteiligen sich an Unterfangen wie dem eines Nationalen Bildungsberichts. Doch nur anfangs standen noch – terminologisch wenig gesichert – informelle und non-formale Bildung im Raum, außerschulische Aktivitäten also. In den wuchernden Bildungsplänen gingen diese dann unter. Formal, weil diese – wie das nächste Zauberwort dann lautet – *Inklusion* versprochen, oder wenigstens alle sozialpolitischen Vorstellungen der Gerechtigkeit auf die der Chancen reduzierten. Als ob die einschließende, inkludierende Teilhabe nicht wieder von realer sozialer und politischer Macht ausschließt!

Soziale Arbeit wurde von den Bildungsdebatten und ihrer Ideologie überannt. Die verfolgen dreierlei: Schule und schulförmige, messbare Instruktion einerseits, die Brauchbarkeit der so auf Konkurrenz Geeichten für ökonomische Zwecke andererseits. Praktikerinnen erinnern: Schule steht doch ganz vorne, wenn es um Gründe für die Inanspruchnahme von Kinder- und Jugendhilfe geht! Vor allem aber wurde die entscheidende Differenz zwischen Schule und Sozialpädagogik vollständig übersehen: Schule leistet Qualifikation, Selektion und Allokation, zudem die Sozialisation; als Institution richtet sie die Individuen kollektiv und universell für eine Gesellschaft zu, die von der Logik der Konkurrenz bewegt wird. Sie verspricht Chancen durch eine Ordnung der Bewertung und des Vergleichs, sie formt alle, um in einer absurden Gesellschaft der Projektexistenzen zu existieren. Das ist der eigentliche Bildungsauftrag – und die Soziale Arbeit unterstützt diesen, steht den Schulen bei, damit sie dieses Programm durchführen kann. Um die Individuen in ihrer Subjektivität geht es da nicht – höchstens mit beruhigenden Worten, wenn sie scheitern oder erkranken. Besser gesagt: die letzten Zeichen von Gesundheit zeigen, ehe sie die zweite Natur erfolgreicher Beschädigung sich selbst angeeignet haben.

Braucht man also noch Theorie? Und wenn ja: welche?

Bei allem Ideologieverdacht: Die Stabilisierung des Feldes sowie seine Absicherung durch die Gesetzgebung und sogar zunehmende Überprüfung des fachlichen Handelns durch Gerichte legen nahe, dass eine Theorie der Sozialpädagogik heute zumindest nicht mehr mit der Dringlichkeit benötigt wird, wie das in der Vergangenheit der Fall war. Man könnte etwas salopp sagen: *läuft*. Und es läuft so gut, dass kritische Theorie eher obsolet erscheint.

Dennoch sieht die Sachlage ein wenig verrückter aus:

So lange liegt es nicht zurück, dass angehende Lehrerinnen vor dem Praxis-Schock gewarnt wurden. Spätestens wenn sie das Klassenzimmer betreten, sollten sie vergessen, was das Studium beigebracht hatte und eben in Anwesenheit

von ministeriellen Kontrolleuren staatlich examiniert worden war. In Wirklichkeit sollten sie das präsumtive Wissen erinnern, aber schnellstmöglich sich den Machtmechanismen der Schulrituale unterwerfen. Ähnlich die Abrichtung für andere pädagogische Handlungsfelder: Im Elementarbereich löst die Diskrepanz zwischen dem erreichten Bedeutungsgewinn und dem weiterhin eher zunehmenden Personalmangel den Schock aus, in der Sozialen Arbeit schreckt der Vorrang von rechtlichen Regeln und Verwaltungsvorschriften. Wenn nicht ohnedies das Missverhältnis zwischen Fallzahlen und Ressourcen zum Gefühl des Untergangs beiträgt.

Nüchtern gesagt: pädagogische Praxis schockt weiterhin, selbst wenn sie als eine der Bildung geadelt worden ist. Dennoch wird inzwischen vor der Gefahr eines Theorie-Schocks gewarnt. So wirbt eine – private – Hochschule für sich mit einem Bild, auf dem ein androgynes Wesen von einer schweren Last im Nacken nieder- und auf einen Gegenstand gedrückt wird, bei dem nicht so recht erkannt werden kann, ob es sich um ein Buch oder doch nur ein Brett handeln soll: Bücher gelten als Bretter vor dem Kopf. Die Hochschule verspricht den späteren Akademikerinnen so viel Praxis wie nur irgend möglich. *Theorie hält nur auf oder verstört!* Dass zunehmend duale Studiengänge angeboten werden, weiter solche, die sich nebenberuflich absolvieren lassen, dass Träger der Sozialen Arbeit, allzumal Kommunen einschlägige Ausbildungen mit großer Praxisnähe etablieren, in seltsamen Bündnissen mit im Ausland akkreditierten Lehranstalten belegt die Entwicklung und ihre Gründe: Nachfrage seitens der Arbeitgeber und Interesse der Studierenden.

Was aber macht es so leicht, Theorie als problematisch, wenn nicht sogar überflüssig anzusehen? Doch: Halt! Die Frage vernachlässigt ihre empirischen Voraussetzungen. Streng genommen entsteht mehr Theorie denn je, große wie vor allem kleine. Dass eine *Kritik der sozialpädagogischen Vernunft* möglich wird, drückt keinen Größenwahn aus, sondern Realitätsbewusstsein und unabdingbare Notwendigkeit (Neumann 2008, bes. S. 116 ff.). Denn neben der Profession konnte die Disziplin deutlich wachsen, sowohl als Ausbildung wie in der Forschungsleistung, also auch bei der Theorieproduktion. Denn die personelle Ausweitung geht mit der Zunahme von Qualifikationsarbeiten einher. Sie stellen das Rückgrat der wissenschaftlichen Beschäftigung dar, summieren sich zu einer kaum zu überblickenden und wenig ausgeschöpften Vielzahl an Untersuchungen; sie sollten mehr geschätzt werden. Systematisch erfasst und genutzt stünde der Sozialen Arbeit so ein Fundus an Erhebungen zur Verfügung, der dem anderer professionsorientierten Disziplinen gleichkommt, zumal durch die qualitativ rekonstruktiven, biographischen und ethnographischen Studien ein Fallwissen entstanden ist, das als geradezu einmalig bezeichnet werden darf und dem klinisch medizinischen Wissen gleichkommt. Die Theorieproduktion ist sogar in drei Dimensionen angestiegen: *Zum einen* haben die umfassend angelegten, auf eine kritische Prüfung der Geltungsmöglichkeit von Reflexion gerichteten

Untersuchungen zugenommen (vgl. z. B. Dollinger 2008). Dabei wirkt eine Rezeption postmodernen und poststrukturalistischen Denkens nach, eine Tendenz zum Dekonstruktivismus sowie eine intensive Auseinandersetzung mit dem Werk Foucaults; eine Auseinandersetzung, die kritisch zu würdigen sich lohnen könnte. Denn diese Auseinandersetzung erbrachte möglicherweise weniger Ertrag, als die Zahl einschlägiger Veröffentlichungen vermuten lässt. Auch lassen sich Grundsatzdebatten beobachten, die nach normativen Grundlagen suchen, so etwa in der Auseinandersetzung mit Gerechtigkeitstheorien und dem capabilities-approach, endlich Überlegungen, die nach einem Neuverständnis wohlfahrts- und sozialstaatlicher Organisation suchen. Das verweist – *zweitens* – auf Fragestellungen, die zuweilen in Anknüpfung an internationale Debatten aufgeworfen werden, so etwa in der Auseinandersetzung mit den Kinderrechten. Insbesondere die schon angesprochenen Handbücher fokussieren auf bestimmte Problem- und Handlungsfelder, enthalten dabei entweder explizite Theorieentwürfe oder lassen sich in ihrer Gesamtheit als Theorieversuch rekonstruieren. *Endlich* stehen doch Ansätze mittlerer oder spezifischer Reichweite zur Verfügung, die einzelne Institutionen oder Praktiken beschreiben und analysieren, beziehungsweise besonderen Lebensereignissen und ihrer Einbettung in solche Veränderungsprozesse nachgehen, so etwa der Situation von Pflegefamilien oder beispielsweise in der Auseinandersetzung mit Sterben und Tod. Sozialpädagogik verfügt heute über ein bemerkenswertes Wissen zu den Akteuren des Geschehens, auf welchen Ebenen man diese auch immer situieren will.

Allerdings korrespondieren der Zunahme an theoretischer Vergewisserung inhaltliche Verengungen, beginnend mit einiger Ignoranz gegenüber klassischen Theorien. Man muss nicht unbedingt Kategorialanalysen betreiben, wie das der geisteswissenschaftlichen Lehrerbildung zum Vorwurf gemacht wurde – übrigens in einem erkenntnistheoretischen Unverständnis der orientierenden Leistung von sinnexplizierenden Texten. Menschliches Handeln aus und in Freiheit bedarf schließlich einer Regulierung durch Vorstellungen von Bedeutung. Empirische Befunde helfen da jedoch nur bedingt weiter, insbesondere freilich, indem sie zu einer Rationalität mahnen, welche vor Allmachtsphantasien schützt. Das hat schon Bernfeld erkannt. Ohne einschlägig fachliche Entwürfe wird aber nur ein technischer Vollzug an Menschenmaterial möglich. Dennoch verzichtet die Ausbildung zu sozialen Berufen auf die Auseinandersetzung mit Vorstellungen, die einfangen könnten, was man dann praktisch tut. Wer versucht, Studierenden eine Theorie der Erziehung oder gar der Bildung abzurufen, scheitert meist; Theoretiker der Sozialpädagogik sind nicht einmal mit ihrem Namen bekannt, geschweige denn mit ihren Texten, obwohl Debatten um Klassiker doch immer geführt werden. Eher muss man mit Theorien über Feminismus, Ethnizismus oder Kolonialismus rechnen, die inhaltlich spannend und anregend aber erst dann werden, wenn sie sich mit Konzepten der Sozialen Arbeit verknüpfen. Das kann gelingen – doch fehlen

eben meist die Gegenlager klassischer Theoriebildung, die eine Brücke im hermeneutischen Prozess gründen könnten.

Was macht Theorie? Und wie macht sie das?

Zunächst: Große Theorie gilt in der Tat dem Ganzen, sie entwirft also kritisch eine Vorstellung, die die Grundsachverhalte eines Feldes oder einer Praxis festhält, allzumal dann, wenn sich diese nicht deiktisch aufzeigen lassen, sondern als Sinn- oder Bedeutungszusammenhang gedanklich und sprachlich konstituiert sind. Das trifft für andere solcher im Kern praktischer und kommunikativ konstituierter Zusammenhänge ebenfalls zu, mehr oder weniger abstrakt: *Gesellschaft* und *Kultur*, *Gesundheit* oder *Wohlbefinden* erweisen sich als Lebenswirklichkeiten, die ebenfalls nur als Deutungsmuster verfügbar und doch real sind, gleichwohl umstritten bleiben; man denke nur an solche schwierigen Konstrukte wie *Mehrheitsgesellschaft* oder *Leitkultur*. Faktisch handelt es sich bei solchen kritischen Begriffen stets um Konfliktzonen, die nach Aushandlung verlangen – was allerdings voraussetzt, dass Positionen überhaupt artikuliert werden. Etwa auf die Sozialpädagogik schon bezogen, in einer Theorie der Sozialpädagogik aber kaum berücksichtigt: was ist denn nun unter dem *Alltag* zu verstehen, allzumal dem *gelingenderen*, Konzepte, die Hans Thiersch in die Debatte eingebracht hat, offensichtlich tragend und orientierend? Jetzt freilich ausbuchstabiert, in dem, was er ein „Alphabet der Alltäglichkeit“ nennt (Thiersch 2020, S. 52 ff.) Oder, wie die Kinder- und Jugendberichte zuletzt aufgegriffen haben, unter *Wohlfahrtsproduktion*? Endlich: was könnte der Sinn von Sozialpädagogik sein, wie verhält sie sich zu ökonomischen oder Gesellschaftstheorien, wie steht sie zu anthropologischen Sachverhalten?

Geht es um eine ausdifferenzierte menschliche Praxis, dann blickt Theorie sozusagen hin, indem sie einen Sinnzusammenhang konstituiert, mithin die zu thematisierende Wirklichkeit aus dem Gesamt an Erscheinungen der vorbegrifflich oder gar unbegrifflich bleibenden Lebenswelt herauslöst und vor das denkende Auge stellt. Als Idee. Sie isoliert den Gegenstand und rekonstruiert ihn mit Worten. All das ähnelt dem Aufbau einer Experimentalsituation in einem Labor; manche Theorien führen mit ihren Begriffen ein Gedankenexperiment durch. Theorien schaffen Differenzen, einerseits gegenüber Alltagserfahrungen, manchmal diese in neuer Weise arrangierend oder ordnend. Theorie entwickelt dabei zugleich eine selbst noch zu verwirklichende Vorstellung von einem Geschehen oder einem Handeln, für dessen Bestehen gute Gründe sprechen. Angesichts bestimmter Problemlagen empfiehlt sich also, eine Praxis einzurichten, die diese Problemlagen aufnimmt und möglicherweise bewältigt – was insofern die Bereitschaft birgt, ein solches Motiv der Bewältigung eines Problems zu entwickeln. Man kann Probleme durchaus auf sich beruhen lassen. Armut lässt

sich ignorieren; sie als Vergehen gegen die Würde des Menschen zu betrachten oder als Problem gesellschaftlicher Integration, setzt Entscheidungen voraus, die normativ abgesichert sind. Der verbreitete Affekt gegenüber Normativität, die Forderung, erst einmal die Wirklichkeit festzustellen, macht also die Rechnung ohne den Wirt: Abgesehen nämlich davon, dass Normativität, dass Normen, Wertvorstellungen und Urteile ein Merkmal und Privileg menschlichen Lebens ausmachen, daher als Würde des Menschen und Autonomie als humanspezifisch herausragend angenommen werden, vergisst die empirische Ausrichtung, dass und wie die Frage nach der Erfahrung schon eine Wertung impliziert. Die Wirklichkeit der Not feststellen zu wollen, setzt voraus, diese als Normverletzung oder gar Skandal begriffen zu haben. Damit spricht sich ein Werturteil aus, das zur Forschung erst zwingt!

Theorie ermöglicht Einsicht, indem sie einen Zusammenhang herstellt, den sie argumentativ vorträgt. Er weist den besonderen Erkenntnissen ihren Platz zu, durchaus in Hierarchie. Das verlangt Lust am Nachdenken, gestützt auf ein Bild von der eigenen Sache sowie von hinreichender Verunsicherung ihr gegenüber, mithin einer Offenheit dafür, sich auf Überraschungen einzulassen. Die Prämisse dabei lautet: Wer denkt, handelt nicht. Das ist gut so. Theorie verhilft zur Distanz gegenüber der Praxis, übrigens als Entlastung für sie und in Anerkennung dessen, was Menschen in ihren Feldern leisten, allzumal in solchen, die durch eine schwierige Mischung aus verpflichtenden Regeln und historischer, sozialer, institutioneller und individueller Kontingenz bestimmt sind. Manchmal leistet die Theorie eine Kritik der Praxis, die sich diese kaum erlauben kann, wenn und sofern sie eben von der Reputation lebt, mehr oder weniger Gutes zu leisten: Negative Effekte einer Praxis, fatale Konsequenzen, manchmal ihre Denkfehler werden nämlich nur selten thematisch. Nur als Beispiel: Abbrüche einer Maßnahme können sich als Erfolg erweisen, wenn man begreift, dass sich eine Jugendliche so verselbständigt.

Theorie war in der Vergangenheit systematisch angelegt, als geordnete Abfolge von Argumenten. Inzwischen muss sie anders gedacht werden. Sie ähnelt ein wenig Rubiks Zauberwürfel, wobei die einzelnen Segmente sich aus Befunden empirischer Forschung ergeben, die manchmal neu eingebaut werden. Im Unterschied zu dem Würfelspiel kommt es jedoch weniger auf eine geschlossene und ordentlich sortierte Gestalt an. Die Aufgabe von Theorie liegt wohl darin, beides zu ermöglichen, übrigens durchaus in praktischer Hinsicht, nämlich einerseits eine Schließung des Denkens in einem sinnhaft überzeugenden Entwurf, andererseits aber seine Öffnung hin in Überlegungen, zu welchen man ohne Theorie gar nicht gekommen wäre. Manchmal sollte Theorie dazu anregen das Ganze in Frage zu stellen oder ein wenig zu zerlegen, um nachzuschauen, welche Mechanismen den Zusammenhang und die möglichen Bewegungen regeln und steuern. Das tut manchmal weh, empört und ruft Protest hervor, schnell wird man einem Lager zugerechnet, mit dem man nichts zu tun haben will: Aber das

müssen die Theoretikerin und der Theoretiker aushalten. Sie sollen provozieren und polemisieren – zumindest solange sie deutlich machen, wie es ihnen darum geht, ein gutes Leben zu ermöglichen. Gute Theorie trägt also zu einer, wenn man so will, humanistischen Kritik bei, manchmal im Widerspruch zu vorgeblich sicheren Überzeugungen.

Endlich das zentrale Merkmal von Theorie: Theorie leistet Sprachbildung. Unvermeidlich begrifflich und argumentativ angelegt sammelt sie ein Repertoire und Register an Ausdrücken, um eine eigene Sprache gegen die Worte stellen zu können, mit welchen Aufgaben und Vorstellungen latent oder subkutan sich in das fachliche Bewusstsein der Akteure einschleichen. Die Sozialpädagogik unterschätzt die Bedeutung der Worte: Selbst fachlich gemeintes Reden kann gemein sein. So etwa in der sinnfreien Formulierung von der sozial schwachen Familie. Sprache stellt zugleich das Instrument des Denkens und des Handelns dar, allgemein und im konkreten Fall: die Semantik des Geschäfts. Die unterschiedlichsten Inhalte eines Ausdrucks lassen begreifen, wie sie sinnhaft Wirklichkeit konstruieren. Man muss aber nachfragen. Wie bei der Inklusion etwa. Das Wort meint Einschluss und kann nicht einfach mit Teilhabe übersetzt werden. Zumal Teilhabe wenig mit einem aktiven, eingreifenden, Veränderung bewirkenden Leben zu tun hat. Bildung erweist sich schon formal als doppeldeutig, meint Prozess und Produkt, Ergebnis. Der Begriff steht in einer langen theologischen Tradition, die Menschen in die Nähe Gottes rückt – und offensichtlich motivierend wirkt. Bildung bezieht sich auf einen emanzipatorischen Selbstentwurf von Menschen, in welchem diese ihre Natur (an-)erkennen, sich – übrigens deshalb – in ein Verhältnis zu den kulturellen und geistigen Objektivationen bringen, um so mit den eigenen Wesenskräften Freiheit gegenüber Zumutungen anderer gewinnen zu können. Schule hat damit nicht so viel zu tun, sie soll und kann Bildung ermöglichen, als persönliches Selbst- und Weltverhältnis. Gewiss: ein ambitioniertes Verständnis – mit dem die aktuelle Diskussion um Bildung nun gar nichts zu tun hat. Übrigens auch nicht in der Sozialen Arbeit.

Theorie ist also Einübung in einen Sprachgebrauch, Auseinandersetzung mit Begriffen und Erkenntnismittel. Vielleicht sogar Bekenntnis. Drücken meine Worte das aus, was ich will und was sich hier zeigt (vgl. Mercier 2020)? Führen meine Worte mich weiter in der Einsicht, die für das Verstehen einer Biographie nötig ist, die eine umfassende kulturelle Situation verlangt? Theorie entwirft in ihrem Sprechen die Sache der Sozialpädagogik. Sie entwirft, sie besagt einen Begriff, eine Idee, stellt diese in ihren Bedingungen, in ihren charakteristischen Momenten und in den Beziehungen zwischen diesen dar; ein solcher Begriff thematisiert, ob und wie Veränderungen in der Sache zu denken sind. Theorie entwirft insofern ein Ideal und ermöglicht zugleich Fragen darnach, ob und wie weit die Akteure alles bedacht haben, was zu bedenken ist – oder es bewusst ignorieren. Um späterem vorzugreifen: Habe ich in den Blick genommen, dass Menschen selbst in Krisensituationen als Subjekte ihres Tuns zu beachten sind – obwohl sie

aktuell in höchstem Maße fremd bestimmt erscheinen? Aber kann es vielleicht sein, dass ihre Wahrnehmung als Subjekte durch die handelnde Fachkraft schon ermöglicht, die Fremdbestimmung zu durchbrechen? Indem etwa die handelnde Fachkraft etwas wagt, wozu Rousseau schon geraten hat: Alles zu tun, indem man nichts tut. Einüben kann man solches Fragen nicht bloß mit wissenschaftlicher Literatur. Eine Hilfe bieten vielmehr poetische, fiktionale Texte. Sie stellen komplexe Sachverhalte als solche dar, gehen der Innenwelt von Akteuren nach, halten Widersprüche und Spannungen aus, die in linearen Präsentationen undenkbar sind. Sie artikulieren Motive, die be- oder verfremden: Jules Simenon lässt beispielsweise seinen berühmten Kommissar Maigret gestehen, dass es ihm gar nicht so sehr um die Aufdeckung von Verbrechen geht; eigentlich bewegt ihn der Wunsch, Menschenschicksale zu flicken. Machen das Sozialpädagoginnen nicht auch? Narrative Praktiken spielen eine wichtige Rolle, hat Thomas Klatetzki unlängst festgestellt (Klatetzki 2019); und Bernd Dollinger beschreibt die Theorien selbst als Erzählungen, als Narrationen, genauer: als gut komponierte Geschichten, die handlungsdeutend wirken (Dollinger 2020).

Wer Theorie als Last behauptet, möchte also den Gebrauch der Sprache unterbinden, dann das Denken. Es soll wohl die Skepsis gegenüber dem Geschehen und der eigenen Mitwirkung verhindert werden. Das zielt auf Mündigkeit, um diese zu verhindern. Immerhin: auch hier gibt es nur geringen Anlass zur Sorge, vielleicht beschränkt auf eine sprachlos werdende Ausbildung. Die Produktion einschlägiger Texte spricht hier für eine Vielfalt von Sprachen und Denkweisen, überlagert freilich immer wieder von Tendenzen politisch akzentuierter Korrektheit zu genügen. Dazu später noch ein Wort.

Warum Sozialpädagogik und nicht Soziale Arbeit – eine polemische Zwischenbemerkung

Selbst auf die Gefahr hin, dass die Differenz als unbedeutend abgewiesen und mir eine falsche Leidenschaft attestiert wird: Ich spreche weiterhin in der Sache lieber von *Sozialpädagogik* und nicht von *Sozialer Arbeit*, der Ausdruck darf für das System reserviert bleiben, für den äußeren Zusammenhang von rechtlich normierten Dienstleistungen – sofern man von solchen sprechen will: Immerhin gehen diese Aktivitäten häufig genug mit Zwang einher, zumindest dem, sich bei der Beantragung von (notabene) Hilfen geradezu entblößen zu müssen.

Um *Sozialpädagogik* geht es mir weniger, weil Erziehung Vergnügen bereiten könnte – was selten der Fall ist, zumindest wenn sie pädagogisch reflektiert bleibt und sich verantwortlich aus der Spannung begreift, dass Menschen die Subjektivität ermöglicht sein muss, mit der machtvollen Objektivität von Gesellschaft und Kultur umgehen zu können. Menschen fallen nicht aus der Gesellschaft, sie können jenseits ihrer sozialen und kulturellen Bedingungen nicht leben, aber sie

müssen lernen dürfen, mit diesen umgehen zu können. Erziehung heißt deshalb nicht Anpassung, sondern *Aneignung und Distanzierung*. Heute mehr denn je, weil sich der imperative Machtanspruch von Gesellschaft inzwischen konsumindustriell und digital verstärkt durchsetzt. Wer auf Erziehung verzichten will, weil sie zu autoritär daherkomme, muss schon deutlich machen, wie Menschen ohne andere Menschen lernen können, sich gegen den Übergriff zu wehren, der als Normalität erscheint. Wie und von wem sie Unterstützung dabei erhalten, eine rasend gewordenen Wirklichkeitsveränderung nacheilen zu können. Auch das ist keineswegs selbstverständlich oder einfach sozial angelegt; wer nicht mitkommt, wird eben ausgesondert, Gesellschaften wirken manchmal ziemlich hinterhältig, was Menschen schaffen, kann sich gegen Menschen richten und verlangt deshalb wiederum Menschen, die dazu beitragen, dass man sich wehren kann. Manchmal gegen das, was man selbst tut. Man kann sagen: Genau aus dieser Verrücktheit ist wohl *Pädagogik* entstanden – und historisch keineswegs zufällig bewusst geworden zu einem Zeitpunkt, wo die Verrücktheit und – wie Pestalozzi geschrieben hat – Verwirrtheit menschlicher Gesellschaften zu Tage getreten ist, nämlich mit dem revolutionären Eintritt in die Moderne. Die Entdeckung von Freiheit, Gleichheit und Solidarität hat schließlich sichtbar gemacht, dass und wie diese eben immer wieder verwehrt und erkämpft sein müssen.

Soziale Arbeit muss sich jedoch fragen lassen, ob sie dieser Verantwortung gerecht wird, wenn sie sich explizit, in ihrem eigenen Begriff dem Paradigma der *Arbeit* verschreibt. Der Ideologieverdacht liegt nahe, spätestens nachdem Sozialpolitik die Gewährung eines Lebensunterhalts an die Bereitschaft knüpft, letztlich jede Arbeit aufzunehmen, unabhängig von Qualifikationen oder Verpflichtungen in der Sorge um Angehörige, jenseits einer Verfügbarkeit von Arbeitsstellen. Der damit verbundene Zynismus kann schon dazu führen, dass eine junge Mutter gezwungen wird, ihr Kind abzustillen, um eine zumutbare Arbeit aufzunehmen.

Arbeit ist längst vergiftet, sie hat wenig mit der Tätigkeitsform zu tun, die einst anthropologisch gefasst und später mit mehr als emanzipatorischem Anspruch verbunden worden ist. Dem frühen Marx galt Arbeit als die Lebensweise, in welcher Menschen sich als solche erst erzeugen. Prometheus hat jedoch einen faustischen Pakt geschlossen. Selbst der spätere Marx vergisst, das Kleingedruckte im Vertrag zu lesen. Das lautet zwar: Arbeit macht den Menschen; ärgerlicherweise hat der Kapitalismus sie umfassend kontaminiert und das an ihr selbst geleistet, was sie verspricht: Umwandlung. Arbeit vermittelt sich über den Markt. Dem bleibt gleich-gültig, wer oder was da gehandelt oder verbraucht und weggeworfen wird. Entscheidend ist der abstrakte Geldausdruck – es muss nicht einmal mehr ein Goldäquivalent dafür geben. Alles soll in die Wertform gebracht sein. Produziert und konsumiert, stets als Gegenstand eines Verkaufs, stets in Ziffern gebracht, die erst an Stelle der Qualität rücken, um dann als Geldwert dargestellt zu werden. Das gilt für die arbeitenden Menschen ebenso. Sie sind

eine Größe in der Wertschöpfung. Und ansonsten ziemlich tot (vgl. Cederström/Fleming 2013).

Ob sich Produktion lohnt, verkünden Börsenkurse. Sie steigen, wenn Arbeitskräfte entbehrlich werden. Guter Rat zieht Rationalisierung nach sich, die wenig mit Vernunft, wohl aber mit Gewinnsteigerung zu tun hat. Seltsamerweise verschwinden die Befunde zum Ende der Arbeitsgesellschaft, seitdem sie Evidenz gewinnen, während die Sozialpolitik beginnt, das Motiv der Arbeit feierlich als Monstranz vor den zur Arbeitslosigkeit Verurteilten herzutragen. Monstranzen enthalten meist Reliquien Verstorbener und Heiliger. Mit einer Hostie dürfen die Niedriglöhner aufstocken. Wie hieß dies früher: Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Nur ein wenig schwingt all dies nach, wo ein garantiertes Mindesteinkommen ins Spiel gebracht wird; selbst dieses ist aber giftig geworden, weil es sich hervorragend in die Flexibilitätsanforderungen fügt, welche der neue Geist des Kapitalismus erhebt. Krupp hat für seine Arbeiter wenigstens noch Wohnhäuser bauen lassen, jetzt wird an eine Zuwendung gedacht, die nicht einmal die Miete deckt. Die schmutzigen Tätigkeiten werden ohnedies von Arbeitern erledigt, deren Existenz verborgen bleibt, übrigens auch der Sozialen Arbeit. Boshaft gesagt: Selbst in ihrem kurzen Leben geht es den Schweinen besser als jenen, die um ihren Tod und ihre Zerlegung sich kümmern. Nur nebenbei: Es erstaunt schon ein wenig, wenn ein nachträglich als Satire behaupteter Text in einer vorgeblich linken Zeitung Polizisten zur Müllarbeit verpflichten will, zumindest nach dem Ende des Kapitalismus. Das zeigt eine Herabwürdigung nicht nur der Polizei, sondern jener, die sich um die Beseitigung des Konsumentenmülls kümmern. Und sehr wohl wissen, welchen fundamentalen Beitrag zur nachhaltigen Sorge sie in einer Gesellschaft leisten. Schweife ich ab? Nein, denn das Urteil könnte schnell auch die Soziale Arbeit treffen.

Das alles rät jedenfalls zur Vorsicht gegenüber Bildern und Etiketten, die beschwören, dass Soziale Arbeit zur Wohlfahrtsproduktion beiträgt. Könnte es um Kommodifikation gehen? Arbeit tendiert wohl inzwischen eher zur Prekarität, allzumal bei Leih- und Vertragsarbeitern sowie bei jenen, die auf die Beschwörung des Ich-Unternehmers hörten. Sie tragen die Verlagerung von Risiko und Verantwortung auf die Einzelnen; fast jeder Fahrer eines Lastwagens weiß davon zu berichten. Wenn ihm als Subunternehmer Zeit dazu bleibt. Abgesehen nun davon, dass solche Flexibilitätsmodelle sich in der Sozialen Arbeit selbst breitmachen, versteht sie sich dann selbst als Produktion von Gütern zur Wohlfahrt. Konsumartikel, wie im Supermarkt. Wobei Qualität in der Zertifizierung nach ISO-Norm garantiert wird. Formalismen machen das Gut transparent, in Wirklichkeit wird es unsichtbar; wie übrigens die Arbeiter in der für ihre Hygiene gelobten Großschlachtereien. Immerhin bestätigt, durch die Teilnahme am Prozess. All das dient die Soziale Arbeit einer politisch-ökonomische Denkweise an, macht sie reputierlich, um mit ihren Aktivitäten und Leistungen in die Messung des Bruttosozialprodukts und des Wirtschaftswachstums aufgenommen zu

werden, dargestellt in ihren wirtschaftlichen Effekten: Ein gutes, fachlich begleitetes Aufwachsen in Anstalten zahlt sich aus gegenüber all den Aufwendungen, die für Geldtransfers oder den Strafvollzug betrieben sein müssen. Nur nebenbei: Es stimmt; jede verrechnete Tätigkeit lässt die Wirtschaftsleistung wachsen, die Erzieherin trägt dazu bei, nicht jedoch die Eltern. Kurz: soziale Arbeit rechnet sich, allzumal in der Größe ihres Personalbestands. Soziale Arbeit ist ein Wirtschaftsbetrieb, Sozialwirtschaft – gegen solche Vorstellungen haben sich Vertreterinnen des Bildungssystems sogar noch wehren können, in Deutschland erfolgreich, wie Richard Münch konstatiert hat (Münch 2018).

Zur Ideologie wird dies alles, weil Arbeit zu einem Glauben erhoben wird, der jedoch verbindlich durchgesetzt wird. Hier hört die Freiheit des Christenmenschen auf. Arbeitsgesellschaften und ihre Unteragenturen, so eben die Soziale Arbeit, tendieren zu einer Art Gottesstaat. Wer an dieses religiöse Grundprinzip glaubt und sich brav flexibel, wenig asketisch, sondern konsumorientiert gibt, entgeht zwar kaum dem Purgatorium; wie schon die Arbeitssoziologie verkündet: Moderne Biographien gehen mit dem Wechsel von Berufen und Arbeitslosigkeit einher, in der Rente wird dafür die Quittung ausgestellt. Wer sich auf all das nicht einlässt, gilt als Häretiker oder wird verbannt. Nur: Wo der Glaube an Arbeit langsam schwindet, tritt ein anderes Bekenntnis ein, ebenso mit einem genuin anthropologischen Akzent ausgestattet und doch längst verdorben: *Bildung*. Arbeit und Bildung, für die Arbeiterbewegung standen sie als Versprechen für ein gutes Dasein im Gegebenen. Oder doch wenigstens für eine Utopie. Heute wird Bildung hingegen gleich als Kampf etabliert, um gute Testleistungen, die nach Maßstäben bewertet werden, die immer weiter fortücken (Horvath 2012). Glücklicherweise tanzt man um das Goldene Kalb, das man nicht einmal berühren darf. Es glänzt nur in der Ferne, für den Anblick zahlen viele mit Studienkrediten. Hier wie dort darf konstatiert werden, wie Gott tot ist, aber kleine Götter sich wichtigmachen. Experten betreiben eine eigene Art von Transsubstantiation: Sie sorgen nicht nur dafür, dass die Ausgaben für Bildung in die Taschen weniger gelangen. Vielmehr gelingt ihnen das kleine Wunder, Bildung von Inhalten ebenso zu trennen wie von persönlicher Entwicklung zu freier Selbstbestimmung. An ihre Stelle tritt Kompetenz als Performanz, Selbstdarstellung im YouTube-Modus. Arbeit und Bildung – die Ideologie fasst zusammen: es soll sich lohnen. Für wen auch immer. Soziale Arbeit darf sich fragen, ob sie dieses Geschäft mit ihrem Namen schmücken möchte.

Eine Idee der Sozialpädagogik

Nach all diesen Bosheiten darf dann doch etwas stehen, was „Eine Theorie der Sozialpädagogik“ noch nicht leisten konnte. Das Buch legte keine einfache, leicht zu merkende Bestimmung von Sozialpädagogik vor. Deshalb wirkte es ein wenig

sperrig, zu vielschichtig und in mancher Hinsicht zu detailliert, um in dem alltäglichen Betrieb der Forschung und Lehre aufgenommen zu werden. Es wollte als Ganzes gelesen werden, in der Hoffnung, dass sich so eine Vorstellung des von ihm verhandelten Gegenstandes entwickeln könnte. Mit den bislang skizzierten Beobachtungen zu Profession und Disziplin gelingt eine Kurzfassung seiner Thematik, zumal grundlegende Einführungen vorliegen (vgl. z. B. Hamburger 2003, Lambers 2018, May/Schäfer 2018). Die Stabilität des Feldes erlaubt, eine Idee der Sozialpädagogik vorzustellen, die wiederum ein Weiterdenken erlaubt – oder ein gemeinsames Denken, wie es sich vielleicht zeigt, wenn man Hans Thiersch großes Werk „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited“ (Thiersch 2020) neben mein Buch legt:

Sozialpädagogik bezeichnet demnach ein inzwischen systemisch und als Semantik etabliertes und meist professionalisiertes Denken, Mitfühlen und Handeln, gerichtet auf Menschen, die in ihrer alltäglichen Lebensführung und Lebensbewältigung in eine Krise geraten oder von einer solchen bedroht sind. Krise meint dabei keine kurzfristige Entscheidungs- und Überlastungssituation, sondern gilt einem existenziellen Zustand. Krise bedeutet nämlich hier, dass Menschen nur noch eingeschränkt oder gar nicht in der Lage sind, ihr Leben so weit autonom zu gestalten, dass sie sich selbst als Subjekte wahrnehmen und verstehen, wobei der Begriff der Subjektivität sehr vorsichtig, behutsam und demütig verstanden sein will. Subjektivität, Autonomie und das gelingende Leben hängen unmittelbar zusammen; sie sind und bleiben die Grundkategorie (Rössler 2018), welche Vorbehalte hiergegen modisch geworden sein mögen. Subjektivität, gemeint als Selbstbild, Volition und Handlungsfähigkeit wird dabei als eingeschränkt, verletzt oder gar gebrochen erlebt, so dass die menschlichen Akteure die Möglichkeiten nicht in einer von ihnen selbst geforderten Weise realisieren können, die gesellschaftlich und kulturell geboten sind. Sie nehmen sich als ausgeschlossen, ausgegrenzt, missachtet und vor allem als isoliert wahr. Es gilt – und zwar in einer als belastend empfundenen Dauer: Ihnen fehlt etwas, auf materieller, kultureller, kognitiver wie affektiver Ebene; ihnen fehlen in dialektischer Verschränkung ein Können und die Achtung wie Anerkennung ihrer Existenz, eine soziale Einbindung, die mit der Verfügung darüber einhergeht, was als Normalität des Lebens gelten kann. Dabei kann eintreten, dass sie soweit depriviert sind, dass sie nicht einmal diese, ihre eigene Situation biographisch und situativ verstehen. Es gibt Ausgrenzungen, die zur Gewohnheit werden, obwohl sie erzwungen sind.

In ihrer Lebensgeschichte oder in der aktuellen Situation sind dabei ihre – immer schon gesellschaftlich vermittelte – Subjektivität und das auseinandergebrochen, was sie handlungsbefähigend an eine Gesellschaft und Kultur bindet. Theorie beschreibt das als Modus der Differenz gegenüber einem Modus der Identität, der ein für ein Subjekt selbst ausgewogenes Verhältnis seiner Ich-Strebungen und seiner Sozialität wie Kulturalität bezeichnet. Der systematisch

vermutlich unvermeidlich unklare Begriff der Capabilities fügt sich hier als ein wichtiger theoriebildender Beitrag ein, allzumal in den stets ein wenig willkürlich wirkenden Aufzählungen von capabilities (vgl. Nussbaum 2010, 2011). Das macht auf die innere Kontingenz von Subjektivität aufmerksam; sie ist subjektiv different.

Sozialpädagogik begreift dabei Subjekte jedoch stets als solche, selbst wenn diese den Eindruck haben, ihr eigenes Verhältnis zur Welt nicht mehr kontrollieren zu können, sie mithin das Gefühl haben, dass ihnen die Fähigkeit zu dem verloren gegangen ist, was man als Autonomie der Lebensführung bezeichnen kann – eine Fähigkeit, die individuell und biographisch unterschiedlich als Ambition und Können entwickelt ist; es ist wichtig, dieses volitive Moment ernst zu nehmen, weil der Wunsch zur autonomen Lebensführung höchst unterschiedlich ausgeprägt ist. Das pragmatische Paradox der Sozialpädagogik besteht darin, dass sie normativ wie regulativ davon ausgeht, sogar dann mit Subjekten zu tun zu haben, wenn sich diese schon als entsubjektiviert erleben; Agency-Forschung liefert hier gute Belege ebenso wie viele Beiträge in biographisch-rekonstruktiver Absicht. Inzwischen bin ich ziemlich sicher, dass hier der gleiche Sachverhalt angesprochen ist, den Hans Thiersch mit der Formel vom gelingenderen Alltag meint. Es gibt einen individuell höchst unterschiedlichen Überschuss an Möglichkeiten, die Subjekte realisieren wollen (vgl. Hans Thiersch 2020).

Soziale Arbeit sieht Krisen systematisch konstituiert. Für Sozialpädagogik kann jeder Krisenzustand unterschiedlich ausgelöst sein und muss als Fall verstanden werden; es geht gleichwohl stets um eine Spannungssituation zwischen individueller Subjektivität und Sozialität, man könnte fast sagen, dass Sozialpädagogik dort beginnt, wo die Gesellschaftlichkeit der individuellen Subjektivität bewahrt oder wiederhergestellt sein soll, in der spannungsreichen Dialektik, selbst und individuell, subjektiv über die Subjektivität des Sozialen verfügen zu können: Krankheiten, Einschränkungen können diese Subjektivität des Sozialen in Frage stellen, zu einer für die Sozialpädagogik relevanten Problemlage werden sie dort, wo Gesellschaft in ihren Sozialisationsmechanismen, mit Macht und Herrschaft diese Krisenlage definiert, überformt und so die Aneignungsprozesse blockiert. Wo Gesellschaft die Subjektivierung des Gesellschaftlichen verhindert, durch Abgrenzung oder durch Ausschluss von Aktivitäten, welche ihrerseits wiederum Gesellschaftlichkeit in ihrer Konkretion als gemeinsame, kooperative Praxis ermöglichen. Soziale Isolation kann insofern als der eine Fokuspunkt des sozialpädagogischen Problems bezeichnet werden, die Erstarrung der sozial-psychischen Dimension der menschlichen Seele als der andere Fokuspunkt.

Sozialpädagogik ermöglicht nun eine solche kooperative Praxis. Sie mag dabei praktisch davon bestimmt sein, sich an – mit allem Vorbehalt gegenüber diesen Ausdrücken – Adressaten oder Klienten zu wenden, um mit diesen eine Beziehung zu etablieren. Dies ist aber mit Vorsicht zu sehen, zumindest wenn damit eine direktive, tendenziell objektivierende Tätigkeit verbunden wird.

Wiederum muss eine Dialektik gesehen werden: Grundsätzlich versteht sich Sozialpädagogik als ein Handeln, das auf Befähigung von Subjekten gerichtet ist, in einer Wechselwirkung übrigens zwischen immer schon realer und potentieller Subjektivität. Manchmal ist damit verbunden, die Grundlagen einer solchen Befähigung (wieder) herzustellen – wobei dies in die Nähe von therapeutischen Aktivitäten rücken kann. Die Dialektik besteht darin, dass dieses Handeln stets als Initiierung eines subjektiv bleibenden *Bildungsprozesses* gerichtet ist – in dem strengen Sinne des klassischen Bildungsbegriffs, der sich in der Sozialpädagogik eigentlich erst entfaltet. Sie ist wirklich Pädagogik, im besten Sinne des Ausdrucks, dem es um Ermächtigung als Befreiung geht: Deutlich ist, dass ihm eine Dimension der natürlichen Lebendigkeit eignet, die ent- und gebunden wird. Wiederum macht dies aus, was als Bildung zu fassen ist. Sie ist Pädagogik aber zugleich in einem ungewöhnlichen, dem mit ihr oft assoziierten Fortschrittsdenken widersprechenden Sinne: Sozialpädagogik verlangt ein Innehalten, durchaus eine Wiederherstellung der Form des individuell Sozialen. Übrigens: man könnte das wiederum Bildung nennen.

Immer geht es darum, Gesellschaft und Kultur aneignen zu können. Die materiellen und symbolischen Artefakte, welche erlauben, das eigene Leben zu führen und zu gestalten, mit den Bedingungen des eigenen Seins, mit dem eigenen Leib wie mit der Seele umgehen zu können, ohne einer Fremdbestimmung ausgesetzt zu sein, gleich wie freundlich sie sich gibt. Das Dilemma und die spezifisch pädagogische Herausforderung bestehen jedoch darin, dass diese Art der Lebensführung erst erlernt werden muss, noch bis hinein in die Fähigkeit und Fertigkeit, sich gegen Fremdbestimmung zur Wehr setzen zu können. Subjektorientierung des pädagogischen Handelns heißt mithin heute, Lern- und Entwicklungsprozesse anzustoßen, die sich am Ende als Widerstand noch gegen diesen Anstoß zeigen können. Dabei erweist sich – um den folgenden Überlegungen vorzugreifen – weniger die pädagogische Professionalität als Problem, selbst wenn diese sich als Versuch der Bemächtigung und der Herrschaftsausübung zeigen sollte; die Befunde zu Missbrauch und sexueller Übergriffigkeit müssen als Menetekel gelten. Das Problem sind jedoch vielmehr jene allgemein gewordenen pädagogischen Tendenzen in modernen Gesellschaften, die mit der Aufforderung zum Konsum und zu einer Selbstkontrolle einhergehen. Es gibt eine Art Pädagogisierung des menschlichen Lebens, genauer betrachtet: eine zunehmende Beherrschung durch psychologische Techniken: Von Enhancement über Incentives zu den Glückversprechen der positiven Psychologie reicht dies in die Beschwörung von Bildung, die sich aber schon des Aneignungsgeschehens entledigt hat. Es geht um die Verankerung eines hochindividualisierten Musters der normierten Selbstkontrolle, die aber dennoch durch und in Anstalten geradezu trainiert werden soll.

Subjektivität ist nicht ontologisch als Substanz zu verstehen, sondern Moment des biologisch bestimmten Lebensprozesses. Subjektivität hat deshalb stets eine

natürliche Grundlage. Sie ist verankert in elementaren neurovegetativen Prozessen, die vermittelt über den existenziell erforderlichen Stoffwechsel Entwicklungen und Veränderungen unterliegen. Es wäre naiv, ein solches – wie Freud es genannt hat – Es zu ignorieren. Also abzusehen davon, dass neuronale Aktivitäten und Schaltvorgänge die Möglichkeiten menschlicher Existenz affizieren; Menschen sind Affekten ausgeliefert, Lust und Aggression bewegen. Sie lernen mit diesen umzugehen, in Formen, die sozial und kulturell bestimmt sind, entkommen aber nicht Vorgängen wie dem der Ausbildung von Sexualität. Oder dem des Älterwerdens. Subjektivität zeichnet daher ein Werden aus, ein Leben in Entwicklung, das mit Aneignung und Widerstand einhergeht. An Ziele lässt sich das schlecht binden, wenn sie nicht mit den Subjekten selbst vereinbart sind. Wobei das Dilemma besteht, dass menschliches Leben sich stets innerhalb der Real- und Sinnkontexte einer Gesellschaft vollzieht, die eine starke normative Kraft haben. Menschen entkommen den Verpflichtungen einer Gesellschaft und ihrer Kultur nicht, weil diese das ausmachen, was sie als geschichtlich-gesellschaftliches Erbe sich zu eigen machen (müssen). Damit wächst der Sozialpädagogik erneut eine Funktion zu, die mit Bildung zu tun hat, nämlich *Aufklärung und Distanzierung*, um Subjektivität in einer Form von Rationalität zu bewahren – wie schwierig dies wiederum erscheinen mag angesichts von Pluralisierungstendenzen, die noch Vernunft und Freiheit berühren (vgl. Engler 2007, Sünker 1997).

Wie kann also eine Pädagogik gedacht und realisiert werden, die der Subjektivität gerecht wird, dabei jedoch nicht aus der sozialen und kulturellen Welt fällt, die Subjektivität eigentlich erst ermöglicht? Man kann sagen: genau hierin wird Sozialpädagogik eigentlich erst zur Sozialpädagogik in Differenz zu allen individualpädagogischen und vor allem zu Zugängen, die vorrangig scholar definiert sind. Sozialpädagogische Praxis besteht nämlich entscheidend darin, eine kooperative gemeinsame Praxis zu realisieren. In dieser Praxis geht es um Weltaneignung, jenseits einer direktiven Vermittlung, in einem Geschehen, das in Zeigeakten sich vollzieht und zugleich doch gemeinsame Kooperation bleibt. Menschen in der sozialpädagogischen Praxis setzen sich mit der Welt und mit der eigenen Tätigkeit auseinander, die gleichzeitig mimetisch und doch distanziert vollzogen werden kann. Mimetisch klingt und schwingt die soziale und kulturelle Welt in der Praxis nach – vielleicht meint Hartmut Rosa das, wenn er von Resonanz spricht. Aber sie wird doch *gemeinsam* aufgenommen. Die Leistung der Sozialpädagogik besteht darin, dafür einen Rahmen zu bieten: Sozialpädagogik realisiert sich, indem Orte für eine Praxis der Subjekte eröffnet werden – in jeder Bedeutung des Ausdrucks Eröffnung. Für eine Praxis der Bildung, die aber doch reflektiert bleiben muss.

Sozialpädagogik initiiert insofern Gemeinschaft als Kooperation aus Sorge umeinander, die noch die Lebensbedingungen berührt, dann als Erfahrung von Solidarität. Sie tut dies in dem Maße, das ein individuelles oder ein kollektives Subjekt einfordern möchte. Dabei steht kein Begriff von Subjektivität im Raum,

wie es seit Descartes als erkenntnistheoretische Grundkategorie eingeführt worden ist und in der Aufklärung zu einem hoch emphatischen Konzept entwickelt. Man kann sagen: Subjektivität in der Sozialpädagogik ist als kleines Vorhaben zu verstehen, manchmal eher banal, noch in der Trivialität eines ausreichenden Taschengeldes für eine Jugendliche in stationärer Unterbringung. Dennoch geht es immer um die Ermöglichung von Bildungsprozessen, die als solche mit seelischer Verfasstheit zu tun haben – in einer nicht-psychologischen Deutung des Ausdrucks. Zu diesem Verständnis von Seele gehören leibliche Gesundheit und Unversehrtheit, Wissen um die eigene Welt noch in ihrer Alltäglichkeit und den in diesen ruhenden Möglichkeiten; es gehören Kommunikations- und Handlungsfähigkeit dazu, die Fähigkeit in einer Weise zu wollen, über die man selbst bestimmt, im Bewusstsein von Risiken.

Subjektivität als sozialpädagogische Intention und Intension hat mit Prozessen, mit Entwicklung, mit Bildung zu tun. Dieses Geschehen in der Zeit macht die Differenz der Sozialpädagogik aus. Sie ist temporal strukturiert, dabei immer schwierig zu fassen, nämlich als selbst noch subjektiv beeinflusste Verschränkungen mit Kultur. Alle Akteure bewegen sich in sich selbst noch verändernden Asymmetrien und Machtbalancen, die sich aus Aneignung und Zeige bzw. Vermittlungshandlungen ergeben. Sie machen Erfahrungen einer gemeinsamen Praxis, die sich doch auf eine unvermeidlich objektiv vorgegeben kulturelle und gesellschaftliche Wirklichkeit bezieht. Dabei ergeben sich die subjektiven Entwicklungen aus einer Verknüpfung von individueller Veränderung in einem Kontext, gespeist aus der Erfahrung einer gemeinsamen Praxis, die mit dem Erleben eines Alltags, mit Zeigehandlungen, Aneignung und Distanzierungsprozessen einhergeht. Dabei kann und darf sozialpädagogische Professionalität die Natur der Einzelnen nicht ignorieren, übrigens noch in dem Wissen darum, dass biologisch oder neurologisch begründete Gegebenheiten Entwicklungsprozesse beeinflussen und deshalb so zu beachten sind, dass sie keine Einschränkungen verstetigen. Es gibt keinen Anlass zu brüsker Abgrenzung gegenüber anderen Disziplinen und Professionen, wenngleich Selbstbewusstsein berechtigt ist. Psychologie und Psychiatrie können informieren, belehren sollten sie nicht.

Sozialpädagogik ermöglicht und unterstützt die Praxis des Vermittlungs- und entwicklungsfördernden Verschrängungsgeschehens, so dass Subjekte (wieder) in der Lage sind, einen Entwurf ihrer eigenen Lebensweise machen zu können. Damit ist umschrieben, was klassisch als Würde bezeichnet wird. Dabei sind nun zwei Strategien denkbar, in welchen sich Soziale Arbeit als konkretisierte Form von Sozialpolitik und Sozialpädagogik als Ermöglichung und Befähigung unterscheiden; die Unterscheidungen sind dabei weniger prinzipiell, sondern eher graduell zu sehen, vor allem jedoch in Abwägung der gesellschaftlichen Realität zu fassen: Soziale Arbeit richtet die Aufmerksamkeit eher auf die Schaffung von gesellschaftlichen Rahmungen und Strukturen, darauf auch, dass – im weitesten Sinne – institutionelle Regelungen und professionelle Begleitung dafür zu

finden sind, dass Menschen aktiv ihr Leben gestalten können. Diese Rahmungen zu nutzen macht den Kern sozialpädagogischer Praxis aus, einer Praxis freilich, in der kooperativ Zeigehandlungen möglich werden, die ihrerseits in Aneignung und Vermittlung münden. Die Pointe besteht dabei, dass Zeigehandlungen stets von allen Beteiligten ausgehen, durchaus in gestisch unterschiedlichen Formen, manchmal verdreht und geradezu ins Negativ verkehrt. Am Ort und in der an diesem möglichen, gemeinsamen Praxis entsteht sozialpädagogisch eine Art Synchronisierungsleistung, in der die Soziale und kulturelle Welt so eingeholt wird, dass sie als gemeinsam tragendes Symbolsystem wirken kann. Das verlangt freilich eine Achtung gegenüber dem gesellschaftlich und kulturell objektiv Gegebenen. Pädagogisch können wir niemals aus der Welt fallen, wir stecken gemeinsam in dieser – damit sie nicht selbst zur Falle wird, liegt aber die Besonderheit aller Erziehung darin, Aneignung so zu ermöglichen, dass niemand von der Welt vereinnahmt wird, der doch keiner entkommen kann.

Wieder ist festzuhalten: Dass eine solche, gewiss umfassende Definition des Geschehens, der Problemstellungen, Aufgaben und Leistungen von Sozialpädagogik möglich geworden ist, setzt eine Erfolgsgeschichte voraus. Ob sie weitergeführt werden kann, lässt sich nicht so einfach prognostizieren. Möglicherweise hängt die Zukunft davon ab, dass die Vorstellung von Pädagogik – notabene als emanzipatorischer Tätigkeit – wieder belebt wird. Allzumal jüngere Entwürfe der Sozialen Arbeit verstehen sich mehr als Sozialwirtschaft, lassen sich damit auf ein ökonomisches Denken ein, das sich eigentümlicherweise einer Statik des Gegebenen verpflichtet, aus dem vermutlich falschen Glauben heraus, so einen Fortschritt zu sichern. Dies ist empirisch widerlegt – die Zerstörung des Sozialen allzumal in Krisenzeiten hat sich bestätigt, von dem Menetekel ganz abgesehen, dass diese kapitalistische Ordnung die Zukunft schlicht verstellt. Pädagogisches Denken und Handeln wird daher notwendig, weil Menschen gleichsam wieder gemeinsam lernen müssen, was Sozialität bedeutet. Das weist der Sozialpädagogik eine immense Bedeutung zu, die das Schulsystem in seinem beschränkten Kognitivismus nicht (mehr) leisten kann.

Wie Subjektivität zum Problem wird – Theorie einer alle Subjektivität zerstörenden Gesellschaft der A-Sozialität

Unbestritten ist, dass die sozialen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte ein neues sozialpädagogisches Denken verlangen (Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005). Es geht schon darum, sie in der Transformation des Sozialen neu zu verorten (Kessl 2013), wobei Gesellschaftskritik in ihr wohl eher geschwächt ist. So versteht sich die Theorie der Sozialen Arbeit zwar als sozialwissenschaftliche, behandelt Theorien der Gesellschaft aber eher nachlässig, meist mit einer Neigung zur Dekonstruktion oder zu fast schon herablassenden Vorbehalten gegenüber

vorgeblicher Kulturkritik (vgl. Dollinger u. a. 2012). Vermutlich wäre Theorie besser beraten, wenigstens heuristisch sich für eine Vorstellung von Gesellschaft zu entscheiden, um dann Konsequenzen für das Verständnis von Sozialpädagogik zu ziehen. Die Frage lautet immer noch: Was bedeutet eine bestimmte soziale Entwicklung für die Sozialpädagogik? Dann relativiert sich wohl auch die Skepsis gegenüber Kulturkritik, zumal die Kulturalisierung selbst als Merkmal von Gesellschaft gesehen wird (vgl. Schulze 1992, 2001) und die Sozialpädagogik kaum unberührt lässt. Es lässt sich doch nicht leugnen, wie semantische Abstraktionen sich auch in ihr breitgemacht haben, beginnend mit dem Begriff der Postmoderne, über den der reflexiven oder zweiten Moderne hin zu dem der Erlebnisgesellschaft, um von den Bezeichnungen für die Jugend zu schweigen, die inzwischen das ganze Alphabet durchgemacht haben. Die Gesellschaft des Spektakels funktioniert als Gesellschaft der Etiketten, die die Kultursendungen ankündigen. Sollten die folgenlos für die Sozialpädagogik bleiben?

Ob als Dienstleistung betrachtet oder stärker als Prävention, wenn nicht sogar wieder als Kontrolle, Disziplinierung und Intervention angelegt, mit massiven Zwängen zur Offenlegung aller privaten Verhältnisse: Soziale Arbeit ist präsent, normal und normalisierend sowohl für die Einzelnen wie für eine ganze Gesellschaft. Sie gehorcht dabei den Imperativen und informellen wie formellen Regelungen, die in dieser gelten, der Erregungs- und Aufmerksamkeitsökonomie, den formalen wie informellen Formen des Zusammenwirkens von Akteuren; durchaus sind Vertreterinnen der Sozialen Arbeit auf Augenhöhe und in prestigeträchtigen Kooperationen unterwegs, haben mit den Eliten von Politik und Wirtschaft wenigstens auf kommunaler Ebene zu tun, wie es auf der anderen Seite die Verliererinnen gibt, die sich als Subunternehmer und in prekären Verhältnissen bewegen. Es finden Auf- und Abwertungen statt, die der Nicht-Logik solcher Prozesse folgen, den medial verbreiteten grünen Pfeilen nach oben, den roten nach unten, begleitet von Reputationsbekundungen wie von Schmährufen. Die Erzieherinnen in Kindertagesstätten und Kindergärten freuen sich als systemrelevant, weil sie Betreuung und Bildung leisten. Wer sich auf die Begleitung oder Resozialisierung junger Delinquenter spezialisiert, muss damit rechnen, dass schnelle, harte Strafen gefordert werden; Pädagogik sei hier nicht geboten, wie sogar junge Akademikerinnen fordern. Manche geraten völlig in Vergessenheit, wie etwa während der Corona-Krise jene, die das eigentlich Unmögliche versuchten, nämlich den Nicht-Haushalt einer Wohngruppe oder eines Heimes zu gestalten, von allen ambulanten oder mobilen Settings ganz abgesehen.

Das Grunddilemma einer Analyse von Gesellschaft und Subjektivität besteht im Fehlen von Eindeutigkeit. Es lassen sich kaum mehr Grundlinien zeichnen, selbst Metaphern wie die der Unübersichtlichkeit oder der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen taugen nur bedingt. So gibt es auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens Momente hoher und überraschender Konstanz und Traditionalität; gegenüber aller Veränderung oder gar Innovation wirken alltägliche

Praktiken, mit welchen Geschichte fortgesetzt wird. Übrigens nicht minder im Negativen. So kehrt in der Tat ein harter Kapitalismus mit Klassenverhältnis zurück (Savage 2015), wie er nur vorübergehend sozialstaatlich gebremst worden ist. Armut und Elend treten wieder nach vorne, der Verlust von Arbeitsplatz und Wohnung, mehrere Kinder. Die prekären, unterbezahlten Beschäftigungsverhältnisse breiten sich aus und versteinern. Verwerfungen und Brüche rufen Bilder einer gespaltenen und sogar zutiefst zerrissenen Gesellschaft hervor. In ihr geht verloren, was Wilkinson und Pickett als „spirit level“ bezeichnen (Wilkinson/Pickett 2010): Mit markanten Unterschieden driften weltweit Gesellschaften auf allen Ebenen auseinander, beginnend bei den Einkommen, Wohnverhältnissen, über Bildungssysteme und Gesundheitsversorgung, letztlich sogar im Strafvollzug. Zunehmend prägen Ungleichheit und hohe Belastungen, wachsende Unsicherheit und Perspektivlosigkeit die Bedingungen menschlichen Lebens und Arbeitens.

Angesichts einer Globalisierung menschlicher Ausbeutung erscheinen Vergleiche als höhnisch, wie sie etwa von der OECD durchgeführt werden. Die auf Indikatoren gestützten Erhebungen stehen in zuweilen dramatischen Widerspruch zu dem, was an Alltagserfahrung mitgeteilt oder durch Beobachtung festgestellt werden kann. Viele Daten entsprechen einer engen virtuellen Realität und blenden das Leben der Menschen aus. In den einzelnen Gesellschaften werden zwar die Glocken des Wohlstandszuwachses geläutet, doch korrespondieren dem extremen Reichtum hohe ökonomische und soziale Unsicherheit. Sie wuchert zunehmend in die Gruppen hinein, welche zuletzt einer sogar aufsteigenden mittleren Schicht zugerechnet wurden. Über diese wird gestritten: Während die einen ihre Stabilität behaupten, sehen andere Abwärtsbewegungen, die einem Dambruch ähneln. Abstiegs- und Verlustängste erfassen weite Teile der Bevölkerung, rufen neue Konformitätszugeständnisse und die Sorge hervor, den Anforderungen nicht mehr gewachsen zu sein (vgl. Nachtwey 2016); berechtigt, weil der Abbau von Infrastrukturen etwa des Verkehrssystems die Alltagsbewältigung privatisiert – ohne dass dafür individuelle Ressourcen zur Verfügung stehen. Ein Arztbesuch im ländlichen Raum gerät dann zum Tagesausflug. Das Wort von der regressiven Moderne macht die Runde, weil viele ihr Alltagsleben längst an riskanten, nämlich von Erosion bedrohten Abrisskanten führen. An diesen fehlen Sicherungsgitter oder Auffangnetze, die einen Absturz verhindern oder mildern – möglicherweise hatte es prognostische Qualität, wie die Winterstürme des Jahres 2020 ganze Sandstrände ostfriesischer Inseln weggerissen haben. Gesellschaftlich setzten sich solche Erosionsprozesse mit vergleichbarer Wucht durch. Symptomatisch, wie Politik und staatliche Organisationen in der Corona-Pandemie für Home-Schooling mit online-Unterstützung eingetreten sind, ohne zu bedenken, ob und wie die erforderlichen Technologien in den familiären Haushalten vorhanden sind. Die ohnedies schon tollkühne Annahme, nach der jede über ein Smartphone verfügt, wurde schlicht mit der Verfügung

über eine hinreichende Ausstattung mit Notebook, PC und Drucker gleich gesetzt, von Webcams und einer hinreichenden Datenübertragungsstruktur ganz abgesehen. Tatsächlich erweisen sich die Defizite in der für eine alltäglichen Lebensführung hinreichenden Infrastruktur als gravierend. Sie verschärfen sich mittelfristig, weil eine dann doch politisch gestützte, von manchen geradezu gefeierte Singularisierung mit der Übertragung von Selbstverantwortung einhergeht, die aber nicht zu bewältigen ist, wenn die nötigen Ressourcen längst aufgezehrt sind.

Soziale Arbeit ist also nicht zufällig zu einer Art Infrastruktur von Gesellschaft geworden, buchstäblich Betriebsmittel zur Organisation des Alltags – des normalen und gar nicht mehr des gelingenderen, wie Hans Thiersch noch gehofft hat. Sie etabliert sich eben als System dauerhaft und regelmäßig, weil die subjektiven Bedarfe zunehmen: Sie nehmen zu, weil die empirische Grunddilemmatik moderner Gesellschaften darin besteht, dass sie einen neuen Sozialtypus erzeugen. Den Sozialtypus des freigesetzten Individuums. Individualisierung, bislang Ziel und Aufgabe menschlicher Lebensführung, als biologische Individualität zwar gegeben, durch den selbst noch biologischen Zwang zur sozialen Kooperation stets konterkariert wird nun zu einem fundamentalen Muster der Selbsterfahrung und Selbstdeutung. Die Gesellschaft der Individuen erweist sich als eine soziale Norm, die als Singularisierung auf die Spitze getrieben wird (vgl. Reckwitz 2017) – mit paradoxer Bestätigung in den amorphen Ansammlungen von Individuen in Massen oder Großereignissen. Feiern, Partys, kollektives Wetttrinken werden als Gemeinsamkeit erlebt, dienen als Bühnen für die Selbstdarstellung, als Sportevents zur Einübung in Konkurrenzverhalten. The lonely crowd, bowling alone – die Befunde zu diesen seltsamen Klumpen Einzelner werden schon länger vorgetragen, ohne ernsthaft widerlegt zu werden. Im Gegenteil: Gruppenereignisse zeichnet kaum Solidarität aus, vielmehr werden sie zu Exzessen, in welchen sich die Beteiligten gegenseitig anstacheln, in ihrer kaum nachvollziehbaren Wut gegen andere gerichtet, zunehmend wohl sogar gegen Menschen, die Hilfe leisten. Die Hoffnung schwächt sich eher ab, critical mass könnte zu einer Instanz sozial getragener Veränderungen werden. Der Verdacht besteht, dass Vereinzelung als Objektivierung und Verdinglichung sich vollzieht, als Leben in Eindimensionalität – als ein Leben, das den Subjekten so nahegebracht worden ist, dass sie es selbst leben wollen, um es selbst sogleich wieder gleichsam nebeneinander in einer Gruppe zu dementieren. Adorno hat solches übrigens früh für die USA diagnostiziert, im Zusammenhang seiner Theorie einer repressiven Kulturindustrie, „die eine Art totales, verdinglichtes System geradezu der Heteronomie eigentlich darstellt.“ (Adorno 2019, S. 172)

Möglicherweise mit katastrophalen Folgen für viele. Denn moderne Gesellschaften stellen Menschen zugleich vor mehr und höhere Belastungen, weil soziale und kulturelle Ressourcen auflösen und indirekte Symbole der Kontrolle beseitigen; staatliche Institutionen ziehen sich zurück, werden an Dienstleister

übertragen oder automatisiert; das Soziale wird individualisiert (Castel 2005). Die symbolische und semantische Wirkung solcher Vorgänge lässt sich gar nicht ermessen; wer im Gespräch mit anderen noch lernte, Mimik und Gestik zu deuten, sich auf eine Kontroverse einzulassen, wird dem Automaten vielleicht einen Tritt verpassen oder ihn ignorieren. Manche fühlen sich den Geräten auch nur ausgeliefert. Die alltägliche Lebensführung fordert zunehmend heraus, weil sie objektiv riskanter und zugleich wiederum dereguliert wird, so dass Muster informeller Absicherung geschwächt werden. Beruflich und durch das Sozialsystem selbst geforderte Mobilität führt dazu, dass informelle, nachbarschaftliche und familiäre Netzwerke löcherig werden. Zugleich aber wachsen die Erwartungen an ein glückendes und sozial wie kulturell normales Leben. Beginnend damit, dass Normalität in einer Pluralität von Milieus bewältigt sein soll, endend in einer dauernden Überforderung durch einen gesellschaftlichen Normalismus (vgl. Link 2013), der volatile Standards *und* deren dauernde Überprüfung verlangt. Bildungserfolg, Fitness und Gesundheit, Ernährung und Kleidung, all das wird überprüft, manchmal im Vergleich mit anderen, meist aber gemessen an den Latten, die von Experten gelegt werden (Cederström/Spicer 2016). Wissenschaft und soziale Medien führen dabei ein gnadenloses Regime, das von einer Konsumindustrie angeheizt wird und seine politischen Zahlen verbindlich macht – übrigens stets so, dass sie gesteigert werden können. Das führt an die Grenzen von materiellen und Zeitbudgets, überfordert psychisch, vor allem durch die Heterogenität der erwarteten Verhaltensweisen.

Individuen jenseits organisierter Kollektive bilden dabei nur noch den Resonanzraum für die entscheidende Grundprozesse der modernen Gegenwartsgesellschaften. Die eine, zentrale Tendenz besteht demnach in einer Veränderung, die als Durchsetzung des marktradikalen Kapitalismus verstanden werden kann, der als Neoliberalismus bezeichnet wird. Die andere Tendenz wiederum in einem Vorgang, der verbergend auf seine technische Seite reduziert wird, nämlich die fortschreitende und umfassende Digitalisierung. Beide Prozesse, die anhaltende Diktatur des Neoliberalismus und die Digitalisierung wirken zusammen und beschleunigen die die Moderne ohnehin auszeichnende Veränderungsdynamik, verbunden allerdings mit einer fortschreitenden Ökonomisierung aller Verhältnisse und Beziehungen. Der Wandel allein macht aber nur die eine Seite des Problems aus, obwohl er den ohnehin schon individualisierten Menschen die sozialen und kulturellen Grundlagen unter den Füßen wegzieht, an die Stelle von Sicherheiten, Gewissheiten und Verbindlichkeiten Flüssigkeit und Flüchtigkeit der Gesellschaft schafft – eine liquid modernity, in der noch auf die Signifikanten einer staatlichen Ordnung verzichtet wird (Bauman 2000, 2005a).

Gesellschaft wirkt einerseits eigentümlich offen, entgrenzt und mit schwierigsten Übergängen verbunden. Sie finden ihre gleichsam administrative und technische Reflexion, wo Bildung auf Kompetenzerwerb reduziert wird (vgl. Gelhard 2011); dieser bedeutet nichts anderes als die Fähigkeit, solche Unsicherheiten

zu bewältigen, ohne sie wirklich zu beherrschen. Man muss nicht einmal über Wissen verfügen, zumal dieses schon als kristallin verschmährt wird: Das Geschehen verlangt einen Typus von Überflieger, der eine Tendenz zum desinteressierten und desengagierten, auf Beliebigkeit setzenden Idioten zeigt, aber zu allem seinen Senf gibt. Andererseits geht diese flüchtige Moderne zugleich mit Grenzziehungen und Verhärtungen einher, die das Innere ebenso wie das Äußere der sozialen und kulturellen Einheiten betreffen. Wer draußen bleibt, hat sein Leben verfehlt. Die einen werden als Menschenmüll versenkt wie die Plastikabfälle der Überflussgesellschaft (Bauman 2005b), die anderen werden in Räumen eingepfercht, gegenüber denen die Zellen des Strafvollzugs komfortabel erscheinen. Sie sind offensichtlich ersetzbar, selbst ihre körperliche Unversehrtheit spielt keine Rolle, wie sich bei den trotz pandemischer Gefährdung einreisenden Erntearbeitern und den Sklaven der Schlachthöfe erweist. Diese Wesen sind schon ausgeschlossen von der Kategorie des Humanen – insofern zeichnet sich an ihnen eine Gewissheit ab, die geradezu exterritorial verankert ist.

Diese Durchsetzung des Neoliberalismus vollzieht sich in einer Verwandlung aller menschlichen Aktivitäten in solche, die als wirtschaftliche sich darstellen lassen (vgl. Brown 2018, Crouch 2015); gelingt das nicht, dann müssen sie möglichst sofort so transformiert werden, dass sie als Wertschöpfung in Geldausdruck dargestellt werden können. Zuweilen wirkt dann der absurde Titel einer Fernsehsendung eines privaten Anbieters verräterisch, nämlich die – inzwischen abgesetzte, weil überholte – „Wa(h)re Liebe“ mit Lilo Wanders, die sozusagen als Typus noch repräsentativ gewesen ist, nämlich eigentlich ungeschlechtlich oder eben „d“, Signifikat für eine ebenfalls relevante Veränderung: die Irrelevanz von personalen Merkmalen zu Gunsten einer individualisierten Ikone. Neu ist das alles nicht, beschrieben hat es schon Karl Marx, doch blieb er weit vor der Totalisierung des Geschehens stehen. Inzwischen durchdringt es alle Bereiche des Gesellschaftlichen, zerstört Lebens- und Alltagswelten, sogar die Privatheit menschlicher Beziehungen – aber: Es bleibt doch immer ein Rest, über dessen Ausmaß sich nicht wirklich befinden lässt. Vielleicht trifft für den modernen Kapitalismus zu, dass er so weit schon sich selbst überschritten hat und transzendent geworden ist (Hirschle 2012), dass sich gleichsam als wachsender und zunehmender brodelnder Bodensatz etwas anderes zeigt, das gleichermaßen utopisch hoffnungsvoll wie dystopisch grausam aussehen kann.

Um hier Wege für das sozialpädagogischen Denken und Handeln zu entdecken, wird es allerdings notwendig, nach der Situation der Menschen zu fragen. Was bedeutet all dies für die Subjekte in ihrem Selbstverständnis und in ihrer Lebensführung? Neoliberalismus, radikales Marktdenken und Fragmentierung sozialer Welten, Ökonomisierung und Umstellung der wirtschaftlichen Praktiken auf Konsum sind längst in die Seelen eingewandert, die Subjekte gleichzeitig öffnend, geradezu pathologisch zerreißend und verhärtend, verdinglichend. Harte Offenheit, brüchige Eindimensionalität – das sind Muster des den

Individuen angetanen Sozialen (vgl. Lessenich 2008); sie sollen berechenbar sein und sind doch wertlos. Dieser neoliberale Habitus bestimmt das Denken, Fühlen und Handeln, den Typus von Subjektivität, mit dem wir zu tun haben (vgl. Pauen/Welzer 2015, bes. S. 205 ff.). Es handelt sich also nicht bloß um äußere gesellschaftliche Verhältnisse, vielmehr gestalten sich so Beziehungen und Praktiken, entgrenzt und versteinert zugleich. Ein Sozialisationsmodell, dass nicht nur die Lebensführung überschattet, sondern in diese so implementiert und eingeübt wird, dass es die Grunddisposition von Menschen wenigstens beeinflusst, verwirrend und doch immer wieder zur Behauptung von Stärke und Selbstgewissheit führend. Jede Demonstration gibt davon Zeugnis und stimmt ein wenig fassungslos – wer zu Fassungslosigkeit noch in der Lage ist. So überrascht keineswegs, wenn Menschen in einer Krise oder gar Katastrophensituation für sich fordern, ihre Freiheit ausleben zu können; wenn sie gegen den Schutz fundamentaler Bedingungen des Lebens vehement eine Autonomie fordern, die sie im Konsum verkaufen. Sie sind so sozialisiert. Das ist der Preis, der für eine Gesellschaft gezahlt wird, die nicht nur auf Gesellschaftlichkeit verzichtet, sondern auf Subjektivität als eine irrsinnige und verrückende menschliche Existenz, die in einer sozialen Lebensform und Praxis eingebunden ist, die zwischen dem Maximum an Pluralität und der Ausgrenzung schwankt.

Die Herausforderung für die Sozialpädagogik besteht also darin, dass sich eine Gesellschaft in die Menschen eingeschlichen hat, die sozusagen fundamental a-sozial ist. Nicht völlig, aber doch so tiefgreifend, dass selbst die Triebe und Neigungen, die biologische Natur berührt werden, weil die zivilisatorischen Mechanismen sich ändern. Das Individuum wird nicht, wie Adorno annahm, in der verwalteten Massengesellschaft wieder kassiert (vgl. Adorno 2019, S. 149), sondern geradezu sozial hervorgehoben, emanzipiert und als freies in Anspruch genommen. Die Kontrolle des Es vollzieht sich neu, weil sie poröser wird, so dass das Ich selbst mehr gesellschaftlich in Anspruch genommen wird, eben: als hypermodernes Individuum (zur Grundidee vgl. Marcuse 2004b). Aggression wird durchaus nützlich und trägt den Konsum, Sublimierung, wie Freud es nennt, tritt zurück: Befriedigung sofort, egoistischer Lustgewinn, Enthemmung, um Übersteigerung zu erreichen, als „repressive Toleranz“ hat Marcuse das schon angedeutet (Marcuse 2004c). Das zählt in einer entfesselten Gesellschaft. In ihr geht es um eine Sozialität der Nicht-Sozialität, um eine Sozialisation im Zustand des noch im Inneren Fragmentierten und sich dauerhaft Transzendierenden, stets an einer Kante, über die man ins Nichts stürzt. Dabei sind die Individuen freigesetzt und angewiesen darauf, sich selbst zu entwerfen im Blick auf eine Gesellschaft, die dauernd hochriskante Entscheidungen, das Überschreiten von Grenzen objektiv wie subjektiv verlangt. Nicht-sozial sozialisiert, muss man sich seine eigene Gesellschaftlichkeit und Zugehörigkeit basteln, weil man in den verschiedensten Lebensformen sich bewegt – ohne viel mit Ressourcen im Lebenslauf ausgestattet worden zu sein (Bauman 2010). Es überrascht dann wenig, wenn im Gegenzug

Schutzzonen gesucht werden und cocooning betrieben wird, gar Gemütlichkeit gewünscht wird. Die Jugendforschung verweist auf solche Tendenzen. Doch diese neue Regression geht mit der Durchsetzung von Rigidität gegenüber Anderen, mit unverhohlenem Rassismus und vor allem mit Mustern der Gemeinheit einher, die zwar Moralität und Richtigkeit beanspruchen, jeglicher Humanität widersprechen. Im gemeinen Ton, der sich gegenwärtig ungeniert durchsetzt, spricht sich die Wut derer aus, die meinen alles besser zu wissen – sich dabei selbst als das Zentrum in einer doch verlorenen Welt sehen und irritiert die Welt betrachten, aus der sie selbst stammen (vgl. Eribon 2016).

Der sozial- und individualpsychologische Kern des Geschehens besteht darin, dass zunehmend mehr in eine individualisierte Existenz verwiesen und zu der Singularisierung gezwungen werden; die Mechanismen sind noch so stark, dass das eigene Leben als solches gebastelt werden muss, in Zugriff auf die zufälligen Elemente einer zunehmend spröden Kultur. Man entwirft sich als Projekt, weil das die Form des Lebens ist, die der Arbeitsprozess verlangt (Boltanski o. J.). So sieht eben der neue Geist des Kapitalismus aus (Boltanski/Chiapello 2006). Seine Voraussetzung findet er in einer dauernden Selbstverweisung, die noch überhöht wird, weil Freiheit, Individualisierung und eben die prometheische Existenz über Jahrhunderte als Hoffnung die Menschen vorangetrieben haben. So bitter das klingt: vielleicht war der Kampf wichtiger als der Sieg. Nun hat sich Gesellschaft als eine der freien Individuen herausgestellt – für manche wenigstens, allzumal für die, die den Ton angeben. Die Mehrzahl erlebt sich als land- und kulturlos, abgespeist mit Großevents, Massentourismus und Konsum aus dem Ein-Euro-laden. Entscheidend wird eine frühe und dauerhafte Freisetzung, die die Ressourcen entzieht, welche menschliches Leben zu Beginn und auf Dauer stabilisieren. Die neoliberale Moderne möchte, dass man sich in jeder Hinsicht des Lebens selbst gestaltet, moralisch, sozial, kognitiv, leiblich vor allem. Wieder bietet sich das Bildungssystem in durchaus zynischer Weise an: Inhalte werden entzogen, es kommt auf die Verarbeitungsmechanismen an, auf die berühmten Kompetenzen, die aber ihrerseits seltsam leer bleiben. In grotesker Begriffsverdrehung wird Performanz gefordert. Banal gesagt geht es um selbsterfundene Präsentationstechniken, die aber schnell gegoogelt und „heruntergeladen“ werden, aus einem weiteren Glaubensorbit, nämlich dem Internet. Die klugen Kinder ziehen sich inzwischen schnell in die Gruppe zurück.

Der Angriff auf die Ressourcen menschlichen Lebens vollzieht sich durch eine Erosion der sozialen Zusammenhänge, die institutionell wie semantisch und ideologisch erfolgt. Familien werden in Frage gestellt und zunehmend als gefährlich problematisiert; vorher wurde vor allzu viel Autorität gewarnt, ohne ernsthaft die Dialektik des Geschehens zu bedenken. Die sozialmoralischen Milieus schwächen sich in ihrer Tragfähigkeit ab: Kirchen, Parteien, Verbände gelten als outdated oder lächerlich, die spontane Organisation über die sozialen Medien verspricht ein wenig mehr an Thrill. Vereine klagen über den Mangel

an Mitgliedern, Sport lässt sich in kommerziell organisierten Zusammenhängen besser und zielführend betreiben. Zudem geht man keine Verpflichtung ein, die über einen Vertrag hinausgeht. Und wieder kann man sich den Seitenhieb auf das neue Bildungssystem nicht ersparen: Der vielgelobte Ganztagsbetrieb blockiert die Sporthallen bis in die Abendstunden, so dass ein Training mit den Kleinen nur möglich ist, wenn sich der Verein der Schule unterwirft.

Dabei reicht das Geschehen tief in die menschliche Verfasstheit hinein, die Apparate der Subjektivierung sind angeworfen, Menschen werden sozial und psychotechnisch gemacht (Gelhard/Alkemeyer/Ricken 2013). Flexibilität wird nicht bloß ständig gefordert, sondern als Lebensmuster von den Akteuren verinnerlicht (Sennett 1998); sie machen das selbst, als hypermoderne Individuen (Aubert 2010). Die Sozialform neoliberaler Modernität ist trotz aller seelischen Kosten so tief in den Menschen angekommen, dass sie ihre innere Einstellung und Haltung ausmacht (Sennett 2006). Sie werden neoliberale Existenzen, nicht freiwillig, sondern in funktionaler Sozialisation, betäubt durch eine Durcheinandergesellschaft (Jaeggi 2008). Das müssen und können sie praktisch bearbeiten – wenn man ihnen die Möglichkeit gibt. Aber das ist systematisch kaum der Fall, vielleicht weil diese Gesellschaft ihre Versprechen zu überwältigend verkündet und verkünden muss. Konsum ist ihr ökonomisches Prinzip, auf das alle fokussiert werden: Genuss, Glück, Wohlbefinden, Optimierung des Ichs – ganze Industrien sind damit beschäftigt, entweder Anreize zu schaffen, um die Menschen sanft zu führen oder aber ihr Leiden so zu definieren, dass sie sich den Therapien und Beratungen hingeben (Bruckner 1997). Die ideologischen Apparate entwerfen ganze Auren des guten Lebens, inszenieren Settings, um zu steuern und zu belohnen, um jedenfalls die Menschen auf Trab zu halten mit Versprechen, die sich am Ende als leer und teuer erweisen.

Menschen genießen und erleiden somit eine Freiheit, die sie einer Dialektik des Absoluten aussetzt, nämlich der gleichsam bodenlos, weil bindingslos, entsozialisierten und entkultivierten Freiheit. Sozusagen einer verdinglichten Freiheit, die sich aber dem Zugriff noch entzieht. Eindimensionale Freiheit also (Vgl. Marcuse 2004, 2017). Der Sturz ins Bodenlose ist längst vollzogen, wie Hillenkamp mit einiger Bitternis notiert (2016); andere vermerken noch, wie diese Freiheit sie überfordert, in einen Zustand absoluter Müdigkeit und Erschöpfung versetzt (Salecl 2014). Die Müdigkeit des Seins korrespondiert dem dauernden Überdrehen in Projekten, die als narzisstische Selbstbehandlung erscheinen (Ehrenberg 2000, 2011). In Projekten, die selbstverständlich objektiv soziale sind, aber künstliche und virtuelle Gemeinschaften, die mit aufwendigem networking gepflegt sein wollen – schon wieder mit einer Tendenz zur Instrumentalisierung für diese Gesellschaft. Das Paradox einer verinnerlichten Freiheit geht nämlich einher mit einer doppelten Form der Selbstkontrolle: Man muss lernen, sich selbst zu kontrollieren, mit eigenen Regeln und Normen, die man selbst (er-)findet. Das ist ungeheuer belastend, verlangt Fähigkeiten und Fertigkeiten sowohl

der Wissensbildung wie der moralischen Entwicklung. Traditionen, Muster der Normalität tragen nicht, man muss sich schon ständig kundig machen und zugleich auf einem hohen Moralitätslevel agieren, das selbst Kohlberg für eher unwahrscheinlich gehalten hat. Soziale und moralische Intelligenzen sind gefordert – und man soll sie selbst hervorbringen unter Bedingungen, die das kaum ermöglichen. Man ahnt, warum Kinder möglichst frühzeitig und dann möglichst ganztätig und auf lange Zeit in institutionelle Kontexte mit ihren Ordnungen verbracht werden sollen, selbstverständlich betreut von fachkundigem Personal. Von Normendurchsetzern also. Andernfalls gewöhnt man sich nicht an die Freiheit dieser neoliberalen Gesellschaft. Da begegnet doch starke Sozialisation – so weit geht es mit der apriorischen Freiheit doch nicht. Vor allem müssen in diesen Institutionen anthropologische Grundlagen transformiert werden, die Menschen altruistisch handeln und kooperieren lassen. Die sollen weichen in einer gnadenlosen, sportiven Abrichtung auf den Wettbewerb. Institutionen sichern also, dass die Individuen gegeneinander antreten. Nicht genug damit: Etabliert wird hier ein Regime des latenten Normalismus. Die gegeneinander Individualisierten sollen lernen, sich vermessen zu lassen, um ihre Performanz zu beweisen, an Normen und Standards, die von den Experten festgelegt sind (Link 2013). Vorgeblich wissen sie, was gutes Leben bedeutet, was umgekehrt zu den Dramen einer belasteten, vermeintlich funktionslosen Existenz führt (Cabanas/Illouz 2019). Die Subjekte zerbrechen selbst alles an Sozialität und Solidarität, indem sie ihre messbare Leistungsfähigkeit nicht nur erweisen, sondern bis zur Erschöpfung steigern. Metrifizierte Existenz, bei der verborgen bleibt, wie die Kennzahlen zustande kommen (Mau 2017). Man weiß nur, dass sie morgen erhöht werden. Wissenschaftler freuen sich dann über die Datenspender, die ihnen Auskunft über Schrittzahl, Blutdruck und Herzfrequenz geben. Wiederum kann auf das neue Bildungssystem verwiesen werden, das genau dies alles leistet. Es verankert in uns diese Mechanismen der Vergleichbarkeit: Schule erzieht. Dass darin die besondere Absicht liegt, lässt sich schon an der absurden Forderung nach Vergleichbarkeit von Prüfungsleistungen erkennen. Eigentlich sollten Menschen ihre Persönlichkeit in Auseinandersetzung mit Themen und Gegenständen, mit sozialen und kulturellen Herausforderungen so entwickeln können, dass sie als besondere zu erkennen sind und in ihrer Besonderheit zum Gelingen einer Gesellschaft beitragen. In Wirklichkeit kommt es aber nur noch darauf an, als ein Datenbündel in einen Vergleichswettbewerb einzutreten, der die Anzahl der Schaltvorgänge misst. *An-Aus, 0-1*. Es geht nur noch um eine formale Existenz – prozessualisiert und in Nichtbindung.

Loslösung lässt sich nur dort ertragen, wo man um sie gekämpft und sie für sich selbst gewonnen hat, um am Ende geerdet zu leben. Also Subjektivität bewiesen hat. Die neoliberale Freiheit ist demgegenüber gegeben und verordnet, daher selbst schon selbst Macht- und Herrschaftsmechanismus geworden (Han 2014), Beschäftigungszwang vor allem, der zugleich Ängste ins

Unermessliche steigern lässt (vgl. Ehrenberg 2011). Eine Fehlentscheidung kann zum privaten Konkurs führen – dazu muss man nicht einmal Aktien eines Digitalkonzerns kaufen. Es reicht, den falschen Tarif beim Telefonanbieter gewählt zu haben. Die Perversion des Geschehens besteht zuletzt darin, diese unerträglich gemachte Freiheit selbst noch dort einzufordern, wo die eigene physische und psychische Existenz und die der anderen gefährdet wird: Man wählt Trump, Bolsonaro, man entscheidet sich für den Brexit und für Boris Johnson, man demonstriert gegen Regelungen, die das Ansteckungsrisiko bei einer noch ungeklärten Pandemie mindern sollen. Und man demonstriert im Namen von Freiheit – die nicht ernsthaft eingeschränkt oder bedroht ist, sondern nur klug benutzt werden soll. Wie das bei jeder Freiheit übrigens der Fall ist. Freiheit muss man können – und das kann man nur in einem sozialen und kulturellen Kontext erlernen, der die Einübung in Freiheit erlaubt, nicht als Zwang, sondern als reflektierte Selbständigkeit. Eine Einübung, die mit dem Erwerb von Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten verbunden ist – man nennt das übrigens seit Wilhelm von Humboldt und Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Bildung. Darauf wird gleich noch zurück zu kommen sein.

Untergründig wirken in all dem fundamentale Praktiken, die ziemlich alt sind: Gesteuert wird all dies durch die Erzeugung von Angst. Realangst zunächst, weil die Lebensverhältnisse eben tatsächlich gefährlich sind, weil die Existenzen sich ständig wie auf einem rutschenden Hang bewegen; eine Mieterhöhung oder die Anmeldung von Eigenbedarf reichen, um das eigene Leben ins Chaos zu stürzen. Nicht dass der Hang einmal stabilisiert wird. Im Gegenteil, die Sicherungen sind abgebaut, faktisch und propagandistisch zugleich; das große Versprechen des Unternehmers seiner selbst, mit einer pfiffigen Geschäftsidee im kulturellen Dienstleistungsbereich hat sich in der Corona-Krise dementiert: Die Altersversorgung gelingt nur mit eigener Leistung – wer in Not gerät, wird gepfändet, wer auf Aktien setzt, kann diese im Notfall nicht nutzen. Selbstverantwortung führt nur dazu, dass man selbst schuld ist – und wer nichts ansparen konnte, hat eben versäumt, sich um gute Schulzeugnisse zu kümmern. Der auf Kant zurückgehende ethische Grundsatz: wer etwas soll, muss dies auch können, wird fragwürdig, wenn die Ressourcen fehlen.

Dabei geht es bei der Steuerung der Menschen vor allem um eines: um die Erzeugung von Angst. *Wollen Sie im Alter ihren Lebensstandard halten?* Keiner fragt, ob man das eigentlich wirklich muss. Die Nutzung und Verbreitung von Ängsten ist längst zum Grundprinzip geworden (vgl. Mausfeld 2019), wobei als perfide Strategie noch die Angst davor geschürt wird, nicht mehr so zu können, wie man das einstmals meinte. Das Prinzip der Performativität duldet Auszeit nur als Erlebnis, nicht aber die Verlangsamung des Lebensrhythmus, Gelassenheit oder schlichte Inaktivität. Die Menschen des konsumorientierten Neoliberalismus müssen in Bewegung bleiben, fit sein, Bedürfnisse nach Konsum entwickeln und verfolgen. Möglichst digital. Denn nur so kann das durchgängig

realisiert werden, was als neue Form der Herrschaft sich andeutet, der Versuch nämlich, die Menschen absolut, äußerlich und innerlich zu enthüllen (Dugain/Labbé 2016), um alles aus ihnen herauszupressen: Extraktionskapitalismus heißt das, eine Form der Enthemmung, die noch jeder Spur von menschlicher Eigenheit nachgeht, um sie in Konsumenten zu transformieren (Zuboff 2018). Es lässt sich nicht ausschließen, dass so die Vereinzelten und Freigesetzten über große Algorithmen gesteuert werden, um zu digitalen Einheiten zu werden: Menschen, die ihre Mikrophone abgeschaltet haben, sich dem aussetzen, was ihnen über die Bildschirme geboten wird – in der Online-Lehre und im digitalisierten Unterricht wird das praktiziert. Auf den ersten Blick apokalyptisch, auf den zweiten mit einer Gegenwelt im Hintergrund, dem Kleinkind auf dem Arm und der Katze halb auf der Tastatur.

Den Schwarzen Hund vertreiben

Apokalypse now? Die Situation verweist auf ein Problem von unglücklicher Subjektivität, das so bislang unbekannt war: Menschen sind a-sozial sozialisiert *und* zu Übermenschen erklärt, die seltsam nichtig wurden. Sie sind in einen Zustand tiefgehender Beschädigung gebracht, der ihnen eigentlich Bildung abverlangt, nämlich über die Grundlagen menschlicher Existenz neu und radikal nachzudenken. Aber gerade hier taugt das nun durchgesetzte Bildungssystem nicht mehr, weil es auf Angebote zum Nachdenken verzichtet, Literatur preisgegeben hat und selbst den Blick auf Gesellschaft und Geschichte verstellt. Gewiss haben sich die Leistungen in Mathematik und Naturwissenschaften verbessert – aber in all dem fehlt die Reflexion der menschlich-subjektiven Existenz. Kunst und Musik, mithin die ältesten Überflusstätigkeiten in der Menschheitsgeschichte rücken an den Rand. Man kann zuspitzen: Menschen werden entmenschlicht, weil sie in einem Ensemble sozialer und kultureller Verhältnisse leben und bestehen müssen, das auf das verzichtet, was menschliches Leben als solches überhaupt erst qualifiziert. Und noch mehr: Wenn heute von Bildung gesprochen wird, geht es um solche Schrumpfung der Köpfe (Dufour 2011).

Indes: Das alles ist zu dunkel gezeichnet. Zu schwarz, um nicht Widerspruch zu erregen. Das Kleinkind auf dem Arm widerlegt das Geschehen, die Katze auf der Tastatur nicht minder. Man muss sehen, wie zur Individualisierung dann eben doch große, gewiss mit ökonomischem Hintersinn inszenierte Ereignisse gehören, die dann doch Sozialität stiften; es setzt sich auch hier Dialektik durch. Von Hilfsbereitschaft mal abgesehen, die im Alltag begegnet, wie sich bei Katastrophen zeigt. Man muss vorsichtig werden, auch gegenüber einer medialen Darstellung von Egoismen. Selbst die Sorge um das Wohlergehen von Kindern muss zumindest gerahmt werden, wobei manches Ausmaß von Gefährdung durch Missbrauch und Gewalt besteht, das alles Vorstellbare übersteigt.

Vor allem aber darf man sich durch die medial als Expertenannahmen verbreiteten Kassandrarufer nicht zu sehr beirren lassen: Kaum scheint Covid-19 ein wenig eingeschränkt, so dass sich die „Extrasendungen“ und Talkshows weder über den zu erwartenden Anstieg der Infektionsraten oder gar der Übersterblichkeit auslassen können, wird schon vor drohender Sommerhitze und der Überlastung der Ferienorte gewarnt: An den ostfriesischen Badestränden steht kein Bier mehr zur Verfügung, die Quellen vertrocknen, das Watt kriecht in die menschliche Psyche. Wie es das schon immer tat, weil manche erstaunlicherweise zwischen Ebbe und Flut nicht zu unterscheiden wissen. Die dramatische Prognose und Warnung vor dem Risiko, durchaus ein Kernelement einer in die Ästhetik von Zahlen verliebten Medienwelt, ist schon zum Selbstläufer geworden; sie taugt nur bedingt, wie wohl auch viele der Erhebungen wenig taugen, die etwa einem ökonomischen Klima gelten. Manchmal trübt sich dann der Index ein, der für den Konsum oder der für die Auslandsaufträge. Vermutlich haben die Auguren in die falsche Richtung aus dem Fenster gesehen und nicht bemerkt, wie die Wolken schon vorbeigezogen waren.

Die überwiegende Mehrzahl von Menschen lebt eher traditional, pflegt alte und neue Bindungen, weil man diese eh nicht losbekommt. Variationen zeichnen sich ab, doch die Grundstrukturen wirken so nachhaltig, dass selbst noch alle Zugewanderten das soziale Leben teilen. Deshalb der energische Einwand: Diese Gesellschaft ist überhaupt nicht eindeutig, im Gegenteil: Sie ist eben zerrissen, wobei Spannungen und Spaltungen zunehmen. Noch weniger eindeutig sind ihre Mitglieder, zumal manche längst erkannt haben, dass und wie sie einer Situation ausgesetzt sind, durch die sie zerstört werden könnten; vielleicht gar nicht durch die Situation in ihren objektiven Momenten, sondern durch die Produktion von Drohsemantiken. Wer dies ahnt und spürt, wird sich nicht nur empören, sondern an Gegenstrategien arbeiten. Manchmal nur im Verzicht auf die Lektüre weiterer Gesellschaftsanalysen, häufiger wohl in einem Rückzug auf Gemeinsamkeiten. Dass Menschen grausam agieren und Andere Gewaltattacken aussetzen, mag als eine Konsequenz des Geschehens erscheinen, ebenso wie Egoismus und Ichzentrierung jener, die Freiheit noch fordern, wo sie gar nicht bedroht ist. Verachtung, Verächtlichmachung, moralische Blindheit und Hate Speech breiten sich aus, das barbarische Temperament wird schon zum Habitus mancher (vgl. Meštrović 1993). Aber nicht minder nimmt die Ablehnung diesen gegenüber zu, wächst die Sensibilität für Gefährdete und für Ungerechtigkeit. Politische Korrektheit mag zuweilen überzogen sein, aber sie zeigt sprachlich und praktische Wirksamkeit, bringt zum Nachdenken, erschüttert Selbstverständlichkeiten, die keine sein dürfen. Regression bricht über uns herein, aber zugleich machen sich zivilisatorische Fortschritte breit. Hilfsbereitschaft und Engagement nehmen eher zu, freilich in anderen als den vertrauten Formen. Aber vielleicht sind diese überholt. Junge Menschen ziehen sich in ihre Familien zurück, offensichtlich, weil sie sich dort wohlfühlen, weil die Konflikte sich abgeschwächt haben oder

verschwunden sind, die früher mit Eltern ausgetragen werden mussten. Inzwischen braucht es keinen Heroismus, das Miteinander klappt gar nicht so schlecht (Dornes 2012). Sorge umeinander ist weit verbreitet, wechselseitig, verbunden mit Achtung füreinander. Es ist schon beachtlich, wie es gelingt, *social distancing* plausibel zu machen, wie Ältere und Jüngere die Auswirkungen einer Gefahr minimieren. Rücksicht gelingt, wie offensichtlich diese moderne Gesellschaft der Individuen dann doch Vertrauen verdient, weil sie im Großen und Ganzen funktioniert – noch kann man meistens die Straßen queren, ohne gefährdet zu sein. Heckenschützen bedrohen einen selten, die Lage in anderen Ländern ist weitaus bedrohlicher, übrigens in einem Spektrum zwischen der unmittelbaren Gefahr für das eigene Leben oder dem Tod in einem Pflegeheim, das seine Patienten vergessen hat.

Aber was bedeutet das nun für die Sozialpädagogik? Eine Konsequenz liegt fast unmittelbar auf der Hand, man kann nicht sicher sein, ob und wie weit man nicht eigentlich Türen mit ihr einrennt. Sozialpädagogik muss zunächst eine Instanz der Skepsis gegenüber Drohlauten werden, sie darf – Katharina Rutschky hatte recht – nicht der erregten Aufmerksamkeit verfallen. Selbst wenn ihr diese nützen würde. Nicht zuletzt das Spiel mit der Warnung vor dem Risiko sollte wenigstens mit einer kleinen Notiz im Beipackzettel versehen werden. Sozialpädagogik muss sich dann ihrer sachlichen wie zugleich normativen Grundlagen vergewissern – das lässt sich gar nicht so leicht trennen, wie gerne behauptet wird. Schon Aristoteles formulierte in seiner Nikomachischen Ethik Vorbehalte gegen die Trennung, McIntyre (1987) und Sennett (2008, 2012) zeigen, wie eine sinnhafte Praxis ihre Normen in sich trägt und tugendhaft oder mit handwerklichem Stolz verwirklicht wird, vermutlich will die Mehrheit der Menschen deshalb die eigenen Aufgaben gut bewältigen. Die Sozialpädagogik muss insofern erst einmal aufpassen, dass sie sich weder in den Erregungssog hereinziehen lässt, noch die großen Lösungsversprechen abgibt, sondern vorsichtig nach ihren Möglichkeiten und ihrer Leistungsfähigkeit fragt. Deshalb gilt, selbst auf die Gefahr hin, manche zu überraschen und zu verwirren: In der Sozialen Arbeit wird gemeinhin ordentliche Arbeit geleistet, die Menschen in unterschiedlichsten Lebenslagen und Krisensituationen hilft, die vor allem Gesellschaften zusammenhält, welche von beidem bedroht sind, von Explosionen und Implosionen. Diese Leistungsfähigkeit zeigt sich zuweilen fast ein wenig verborgen, in Fallkonstellationen, die anderes erwarten lassen. Wie etwa bei den unbegleiteten, minderjährigen Asylbewerbern (vgl. Lüders 2019), wie möglicherweise bei der Arbeit mit geflüchteten Menschen insgesamt. Das dunkle Menetekel, das manche an die Wand gemalt haben, hat sich schlicht nicht bestätigt. Nur fairerweise sei dann doch festgehalten, dass das „wir schaffen das“ von vier Gruppen realisiert worden ist, von den Sozialarbeiterinnen, von den Lehrerinnen, von vielen, unermüdlichen Ehrenamtlichen, von den Zugewanderten endlich selbst. Übrigens

ohne die Schwierigkeiten beschönigen zu wollen, die damit einhergegangen sind und einhergehen.

Für die Sozialpädagogik geht es dabei normativ wahrscheinlich weniger um Fragen nach sozialer Gerechtigkeit oder nach der Gleichheit der Lebenschancen; dies beschäftigt die Sozialpolitik und die Soziale Arbeit, wobei Normativität hier eben mit einer Optimierungsvorstellung verbunden worden ist, die zwar meist von wissenschaftlich geschulten Expertinnen stammt, aber einer Hybris nahekommt. Man kann keine harten Kriterien menschlicher Perfektion festlegen, es sei denn man will Menschen selbst produzieren (vgl. Liessmann 2016) – wie schon als Verdacht sich andeutete: als Wohlfahrt, objektiviert und verdinglicht, jenseits realer menschlicher Lebenswirklichkeit und Lebensführung. Dies sieht meistens anders aus, kitschiger oder banaler. Wohl aber geht es darum, dass Menschen sich so entwickeln können, dass sie ihr eigenes, menschliches Leben autonom führen können (vgl. Engler 2007): das Spezifikum der Sozialpädagogik bewährt sich, Menschen als praktisch tätige Akteure zu begreifen, die sich selbst als geschichtliche Subjekte konstituieren, umfassend übrigens, nämlich bis hinein in ihre seelischen Strukturen. Als subjektive Akteure freilich nicht allein, sondern stets in einem sozialen und kulturellen Zusammenhang, in einer Weise zivilisiert, in der sie noch über ihre eigene Natur verfügen. So weit diese das erlaubt, dem Altern entkommen wir schließlich nicht. Die Aufgabe liegt also in der Paradoxie, Subjektivität als individuellen Entwicklungs- und Lernprozess, in ihrer Dynamik der Veränderung so mit den gesellschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten zu verknüpfen, dass diese als Handlungsdisposition und Freiheitsermöglichung angeeignet werden können. Das ähnelt einer Quadratur des Kreises, dem Widerspruch im Widerspruch: Unter der Prämisse einer Vergesellschaftung in Ent-Gesellschaftung einem Subjekt die Subjektivität ermöglichen, Veränderung anzuregen, die Selbstbestimmung erweitert oder wiederherstellt, Gesellschaft und Kultur so zugänglich zu machen, dass über sie verfügt werden kann, distanziert und zugleich doch gebrauchend. Als Perspektive deshalb, weil Menschen zwar darauf angewiesen sind, ihre eigene Geschichte zu kennen, um sie als Ressource für ihr Denken, Fühlen und Handeln nutzen zu können – aber sie dürfen dies nur in einer kritischen Aneignung dessen, was Menschen einander antun, im Guten und leider im Schlechten. Wir müssen das wissen, um eine gemeinsame Entwicklung wiederum als menschliche entwerfen und verfolgen zu können. Nicht als einfache Inklusion, nicht als Teilhabe, sondern als ein Eingreifen und Wirken in Gemeinsamkeit.

Deshalb wird eben von Sozialpädagogik gesprochen; deshalb wird an die im menschlichen Leben selbst erfundene Verschränkung von Erziehung und Bildung erinnert. Wenn diese Paradoxie nicht gelöst werden müsste, hätte man auf all das verzichten können. Als gesellschaftliche und wohl kulturelle Institution ist Sozialpädagogik dazu aufgefordert, über die Bedingungen und Möglichkeiten in praktischer Hinsicht nachzudenken, die es möglich machen,

dass Menschen in Krisensituationen ihre Subjektivität bewahren oder zurückgewinnen können.

Das Dilemma dafür hat sich angedeutet, in Differenz gegenüber früher. Damals war Subjektivität gefährdet, weil und wenn der Zugang zu den gesellschaftlichen und kulturellen Objektivitäten subjektiv oder objektiv verwehrt war. Wenn Menschen ihre Subjektivität verloren hatten, weil sie über die gesellschaftlich gegebenen und erforderlichen Handlungsmittel nicht verfügten. Weil sie in einer Subjektivität eingeschlossen waren, die der Sozialität entbehrte. Heute sind Menschen gewiss weiterhin davon gefährdet, am sozialen und kulturellen Reichtum nicht teilzuhaben – um den Preis, auf die mit diesem vermittelten Mittel der Kontrolle nicht zu verfügen und deviant zu agieren oder als abweichend verurteilt zu werden. Kein Zweifel: Gesellschaft und Kultur sind ambigue, sie bergen Möglichkeiten und richten uns auf Konformität ein. Der Unterschied aber liegt in einer doppelten Verkehrung: Die Gesellschaftlichkeit des Neoliberalismus entzieht sich – zum einen – nicht mehr; menschliche Subjekte werden heute vergesellschaftet, aber sogleich auf ihre Individualität und Subjektivität verwiesen. Gesellschaft und Kultur zwingen in ihrer Hohlheit. Die Subjekte sind singular sozial, müssen sich gleichsam von Anbeginn ihrer Existenz in sozialer Verpflichtung als Individuen und Subjekte beweisen und bewähren, die sich dabei selbst gestalten. Deshalb konnte Antipädagogik so erfolgreich sein, deshalb meint man auf Erziehung verzichten zu können, zu Gunsten einer falschen Bildung, in der die Subjekte sich zwar formen, ohne jedoch Inhalte zu finden, mit welchen sie umgehen könnten. Genauer: Sie finden zwar Formen, auf die sie synoptisch gerichtet sind, die ihnen aber äußerlich bleiben, als Simulakren, auf Nachahmung beschränkt. Gesellschaft als Zaubermantel. Die Gesellschaftlichkeit des Neoliberalismus drängt sich dem Individuum – zum anderen – als Freiheit auf, als Unabhängigkeit und Souveränität, als Sozialität, die auf Sozialität verzichtet, mit dem Effekt, dass Subjekte selbst objektiv unsozial werden. Doch der Vorwurf des Egoismus verfehlt das Problem und hält es fest, weil die Befriedigung der Bedürfnisse maßgebend wird – und nicht gelingen kann, weil sie eben nicht durch soziale oder kulturelle Güter gebunden werden.

Die Aufgabe der Sozialpädagogik lautet heute: Sozialpädagogik. Eine Pädagogik des Sozialen und der Solidarität, die den Subjekten wieder eine Gesellschaftlichkeit zurückgibt, die sie sich aneignen und über die sie verfügen können, einschließlich vielleicht eines Lernprojekts, das der Muße gilt. Auch gegenüber einer Überforderung der Subjektivität, die notorisch geworden ist (vgl. Fuchs/Iwer/Micali 2018). Anstelle also der erzwungenen, gleichsam leer gemachten und performativ gewordenen Subjektivität. Eine Gesellschaftlichkeit, die als solche substanziell und im konkreten Leben erfahren werden kann, auf die sich zeigen lässt, der gegenüber man sich so verhalten kann, dass die eigene Subjektivität real wird; zugegeben: man kann solche Verweise auf Gemeinschaft ebenfalls als ideologisch verwerfen, ihnen vorhalten, dass sie die

Zerstörung wohlfahrtsstaatlicher Sicherheiten durch Verpflichtung der Subjekte auf Gemeinschaften vollendet (Sandermann 2009). Das lässt sich nicht ausschließen, zumal der Kapitalismus alles in sich aufnimmt, was noch gegen ihn gerichtet sein könnte. Sozialpädagogik hat dabei beides im Blick zu behalten, wohlgerichtet im Bewusstsein der vorhin formulierten Erinnerung daran, dass Gesellschaftlichkeit im Neoliberalismus funktioniert. Sozialpädagogik muss das Ganze der Gesellschaft und ihrer Mitglieder sehen, wie sie aber jene besonders aufmerksam beobachten muss, die ihre Subjektivität verlieren. Beides verdient übrigens Achtung – und das gehört vielleicht sogar schon zum Geschäft, nämlich eben zu ahnen und zu bemerken, wie das Soziale Gewicht behält und Substanz bleibt. Man muss aufpassen, nicht selbst dazu beizutragen, dass die Momente des Normalen fragil werden, weil sie infrage gestellt werden. Das ist ein schwieriger Gedanke, der einen in die Ecke jener rückt, welche das Gegebene konservativ verteidigen. Wir können nicht ausschließen, dass das eine genuin pädagogische Aufgabe darstellt – die Veränderung muss schon den Subjekten selbst überlassen werden. Manche emanzipatorische Bewegung muss sich eben den Vorwurf machen lassen, ungewollt zum Träger neoliberaler Politik geworden zu sein; wenn die – notabene, erinnert sei an die Sprachkritik – *Beteiligung* am Arbeitsmarkt zum Credo für alle wird, kann die Sorge um die Kinder und Alten dann nur noch marktförmig organisiert werden.

In beiderlei Hinsicht gilt, dass Sozialpädagogik damit beginnt, den seltsamen Prozess der beschleunigenden Prozessualisierung von Menschen zu behindern, einzuschränken und zu stoppen; eine beschleunigende Prozessualisierung, die jene Entleerung von Subjekten und ihre Transformation in Performanz bewirkt. Sie unterbricht diese Vorgänge, hält sie an – sie verschafft Luft zum Atmen, zum Nachdenken, sie zwingt die Menschen durchaus in eine Form der Selbstreflexion. Man könnte das als *schola* bezeichnen, als Schule im ursprünglichen Verstande, verbunden mit Muße. So gesehen leistet sie Reform, indem sie einen situativen Zusammenhang als Form herstellt. Einen situativen Zusammenhang, in welchem Menschen ihre Angst verlieren und die Möglichkeit gewinnen, bei sich zu sein. Sozialpädagogik sprengt damit die Verbindung von gesellschaftlicher Veränderungsdynamik und innerer, seelischer Entleerungs- und Zerstörungsdynamik, die zu einer nichtigen Freiheit führen. Das ist nicht ungefährlich, weil Anstalten eben auch total und einschränkend werden kann; hier muss Sozialpädagogik aufpassen, dass sie nicht bloß anhält, sondern zugleich Lernprozesse ermöglicht. Lernprozesse, in welchen es auf die Innenwelt der Beteiligten ankommt, sie sich selbst wieder aneignen können, ohne sich hinterhersehen zu müssen, wie sie durch die Konsumartikel ihrer selbst entfremdet werden.

Ihr entscheidendes Handlungsinstrument hat die Sozialpädagogik darin, auf Orte zu achten, die menschliche Subjektivität als Praxis ermöglichen. Einmal kritisch darauf, dass Orte eben nicht total werden, keine gierigen Anstalten (Coser 2015), die aussaugen oder menschliches Leben hart und aussichtslos

regulieren, in der Hoffnung, sie damit für ihre Zukunft als fitte Individuen so abgerichtet zu haben, dass sie sich brav selbst als Projekte betreiben oder weiterhin aussaugen lassen. Zum anderen aber dann doch als Orte des Lebens und der eigenen Entwicklung, der Bildung.

Manchmal muss deshalb der Begriff des Ortes groß gewählt werden. Als Begriff einer ganzen Stadt, die als gemischter Lebensraum Begegnungen und Bewegung ermöglicht, in menschlichen Proportionen, die sich an den leiblichen Aktivitätsraum von Subjekten anschließen. In der Unterscheidung von ville zur cité, die mit Vielstimmigkeit und Maß, mit sinnlichen und kommunikativen Erfahrungsräumen ein Erlebnis der Zugehörigkeit schaffen und zugleich die Beobachtung des Neuen gestatten, Lernen, Entwicklung, die Bildung der Sinne erlauben, welche erst recht eine Bewegung gestatten. Richard Sennett hat dies in seiner „Ethik des Bauens und Bewohnens“ entfaltet, als Plädoyer für „Die offene Stadt“. Schon mit „Civitas“ (1991) und „Fleisch und Stein“ (1994) hat er die enge Verbindung, die geradezu isomorphen Beziehungen und Vorgänge erkannt, die zwischen den städtischen Räumen, besser: zwischen einer Kommune in ihrer baulich-sozialen Gestalt, der inneren Figuration einer sozialen Gemeinschaft und der Seele ihrer menschlichen Subjekte bestehen. Man ist Mensch eines buchstäblich materiellen Baukörpers, innerlich verflochten mit den Bauten, den Plätzen und Wegen, den Parkanlagen und den offiziellen Repräsentationswerden, sogar mit den Fenstern eines zu Stein gewordenen Ortes. Und man leidet bis in das Mark an den Betonwüsten und der Werbeästhetik von Einkaufszentren. Sennett ist in diesem Sinne einer der wichtigsten Sozialpädagogen, die man sich vorstellen kann – Walter Benjamin hat ihn wohl angeregt. Wer es einfacher haben will, darf sich die kulinarischen Reiseführer antun, die der Stuttgarter Sternekoch und Jazzsaxophonist Vincent Klink Paris und Wien geschrieben hat; man lernt, wie ein Subjekt eine Stadt in sich aufnimmt und mit ihr eins wird. Das macht Bildung aus.

Städte, ihre Bauten sind geradezu Paradigmen für den sozialpädagogischen Ort. Der findet sich freilich in vielfacher Form wieder. Entscheidend wird nun, ob und wie es gelingt, dass Orte eine subjektive Erfahrung konkreter Sozialität ermöglichen. Eine ästhetische Begrenzung für das neoliberal in individuelle Freiheit gezwungene, innerlich leer gemachte und performativ gewordene Subjekt; eine innere Abbildbarkeit von Gemeinsamkeit, wie sie dem Zuschauer beim Schach- oder Kartenspiel entsteht, der in einem Wiener Park den anderen über die Schulter blickt. Oder im Caféhaus sitzt, allein und doch in einem gemeinsamen Wohnraum. In einer gemeinsamen Praxis, die innerlich als Ausdruck nicht bloß einer Gesellschaft wahrgenommen wird, auf die vielmehr eben gezeigt wird. An einem Ort, der als Ensemble von gleichsam harten Momenten unterschiedlichster Qualität, Begrenzungen und Öffnungen mit Perspektiven besteht, der räumlich wie mit dem Arrangement seiner Gegenstände Bestimmtheit und Differenz gegenüber anderen Flächen bietet, der mit Gewissheit gegeben ist und die eigene, leibliche Bewegung so reguliert, dass ein Spiel zwischen den Objekten und dem

eigenen Begehen und Begehren entsteht. Der Ort, die an ihm platzierten Personen, durchaus in ihrer bloßen Anwesenheit und Funktionalität schaffen ein Klima – manchmal bedrohlich und einschüchternd, zugleich aber doch so orientierend, dass ein roter Faden in einem verwirrten Leben wieder gewebt wird, den das Subjekt für sich in die Hand nehmen kann. Strukturbildende Qualität verführerischer Banalität nennt das Patrick Jung (2019) in seiner Untersuchung zu Fällen in der offenen Gemeindepsychiatrie.

Seine Befunde lassen sich für alle guten sozialpädagogischen Orte verallgemeinern, um hierin schon eine Antwort zu finden, die für die neoliberal verstörten Subjekte gelten könnte: Der strukturierte, sichere Ort, zu dem man eingelassen wird und den man wieder verlassen kann; der Ort, der gestaltet ist, architektonisch im Blick auf menschliche Subjekte, ihre Bedürfnisse und ihre Lebensführung, der sich flexibel mit ihnen entwickelt (vgl. Hauderowicz/Sere-na 2020). Aber dieser Ort bietet doch noch mehr: Er birgt – *zum einen* – eine Praxis, in der sich Subjekte zu einer Gemeinschaft formieren, die als solche erfahren wird; konkret wird dies in Genossenschaften, die sich zum Bau von Wohnungen zusammenschließen; die Sozialpädagogik findet hier ein Arbeitsfeld, das noch gar nicht zureichend ausgemessen ist – es sei denn, man lernt mit *Klassikern der Theorie und Praxis*: Der Blick auf das Rote Wien der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts lehrt hier, wie eine umfassend subjektorientierte soziale Infrastruktur sich entwickeln lässt. Wichtig ist: Es geht am Ort immer, im Großen wie im Kleinen, um ein Zusammen-Spiel, das selbst strukturiert sein mag und Regeln folgt, dennoch für sich gilt. Kein sozialpädagogisches Experiment, das nicht mit diesem Zusammenhang von Akteuren operiert, der als solcher erinnert wird, als Kooperation, die ihren Sinn vorrangig in sich hat. Sozialpädagogisch relevante Praxen zeichnen Züge des Esoterischen und Exzentrischen aus, sie bilden eine Lebensform, die in Erinnerung bleibt – übrigens noch im Negativen. Nicht immer erweist sich die Kooperation mit Sozialpädagoginnen als ein gutes Geschehen, das man wiederholen möchte, gleichsam einüben, damit es Teil der eigenen Biographie wird. Nein, das vergesse ich lieber! *Zweitens* geht diese Praxis eines Zusammenspiels mit Gefühlen einher, es ist affektbesetzt. Darin liegt wohl der Grund dafür, dass viele Pädagogik auf Beziehung konzentriert sehen möchten. Aber es geht nicht um Beziehungen – die haben eine andere Qualität. Es geht aber sehr wohl um eine Zuneigung, in spezifischer Form um Liebe, die aber den an der Praxis teilnehmenden Personen gilt. Auch das kennt man aus anderen Zusammenhängen: *der ist eigentlich ein ganz Verrückter, wenn wir gemeinsam unterwegs sind, macht es aber Spaß mit ihm!* Am Ort aber findet doch noch ein *Drittes* statt: Die Kooperation weist über sich hinaus, zunächst ein wenig eigen-tümlich, indem zu ihr gehört, dass die Beteiligten sich ihrer selbst und ihres Spiels vergewissern. Sie objektivieren dieses, wie sie dann doch Regeln aufnehmen, modifizieren und zum Gegenstand ihres Miteinanders machen. So entsteht eine weitere Dimension der Erfahrung, in der auf Zusammenhänge außerhalb des

unmittelbar Gemeinsamen verwiesen wird, ein Thema in die Praxis sich gleichsam einschleicht und nun gemeinsam bearbeitet wird. Das geht erneut mit einer Problematik einher, weil sich die gemeinsame Sozialität auch durch Abgrenzung von jenen konstituieren mag, die *da draußen* sind. Alles Lernen, alle Form von Bildung geht mit solchen durchaus fragwürdigen sozialpsychologischen Prozessen einher – zur Verantwortung der Beteiligten gehört, sie und damit sich jeweils selbst zu kontrollieren, eine Metaebene einzuziehen, die selbst wiederum praktisch kooperativ bewältigt wird. Die pädagogische Aufgabe liegt dann darin, doch Themen und Probleme in das gemeinsame praktische Geschehen hereinzunehmen, die soziale Relevanz haben. An ihnen manifestiert sich Gesellschaftlichkeit. Das rückt Sozialpädagogik in die Nähe verantwortungsvoller Lehrtätigkeit, es bestätigt sich, dass Erziehung ohne Unterricht nicht möglich ist; man muss etwas präsentieren, das die Kooperationstätigkeit dann formt. Zu dieser Aufgabe gehört heute allerdings, dass das so Bei- und Einzubringende eine Gesellschaftlichkeit repräsentiert, die die Akteure, das wir selbst zu denken und zu entwerfen haben. Man kann methodisch und didaktisch anknüpfen etwa an Überlegungen, wie sie Wolfgang Klafki zum Begriff der Schlüsselprobleme geführt haben. Das hilft weiter. Im Kern aber steht schon an, angesichts einer gleichsam im Neoliberalismus endgültig unsichtbar gewordenen Gesellschaftlichkeit selbst so etwas wie Soziale Regeln und Bedeutungen, sozialen und kulturellen Sinn zu konstruieren. Das macht das Geschäft allerdings ungeheuer anstrengend, nicht zuletzt, weil es nun gegen die Leichtigkeit einer Existenz betrieben werden muss, die in marktradikaler Befreiung bestehen kann. Die ist bequemer, selbst wenn sie mit dauernder Prüfung und Vermessung einhergeht; der Anstrengung der Sache kann man sich nun schließlich gut entziehen, wenn und sofern man gelernt hat, *Performer* zu sein.

Den sozialpädagogischen Ort zeichnet aus, dass an ihm Gemeinschaft entsteht, Gruppenbildung, die partikular sein kann. Sozialpädagogik lässt sich hier auf ein schwieriges Manöver ein, das sorgfältig beobachtet sein will; darin zeigt sich Professionalität. Aber die Wahl besteht zwischen einem großen Übel und einem kleineren Übel: Das große Übel findet sich in der entleerten Subjektivität, das kleinere in einer Art exzentrisch gewordenen Subjektivität, wie sie Sève als unvermeidlich für Individualität in modernen Gesellschaften vermutet (Sève 2016). Subjekte, die sich in einem Bildungsprozess vergesellschaftet und zugleich doch selbst befreit haben, werden – um das ein wenig alltagssprachlich zu formulieren – immer eine Art „Hau“ weghaben. Sie sind eigen, weil sie mit der Konformität spielen, das Normale ironisieren – bemerkenswerterweise zeichnen diese Züge aber die Gesellschaftlichkeit des Subjekts aus, die sich von dem Getriebensein unterscheidet, mit dem die sozial befreiten Individuen zu tun haben. Sie folgen dem Takt der Vermessungsverfahren, wollen sich überschreiten – und sei es nur in der Zahl ihrer täglichen Schritte. Vergesellschaftete Subjekte, die ihre Freiheit im Sozialen und Kulturellen gefunden haben, machen sich darüber

lustig, ohne ganz zu verwerfen, dass die Achtung für den eigenen Leib bedeutsam sein kann.

Schluss

Ja, das hört sich alles pathetisch an, getrieben von einem pädagogischen Eifer. Ohne Pathos eröffnet und erschließt sich kein Sinn, dann bleibt ein Positivismus übrig, der in den Sozialwissenschaften gefährlich wird, weil er eben nur sozialisatorische Prozesse bestätigen kann. Das ist übrigens ein Mangel aller deskriptiven Wissenschaft, die sich der Utopie enthält. Eben auf Pathos verzichtet – und vergisst, dass zum Pathos Mitleiden gehört. Oder eben damit, dieses Mitleiden produktiv werden zu lassen, in einer Praxis der Kooperation, die Entwicklungsprozesse möglich macht.

Einen Begriff oder eine Idee der Sozialpädagogik festzuhalten, Theorie zu betreiben, ist nicht nur geboten, um gesellschaftlichen Entwicklungen allzumal in ihren Auswirkungen auf die Entwicklung menschlicher Subjektivität nachgehen zu können. Arbeit an der Theorie kann jenseits des Allgemeinen und Systematischen niemals stehen bleiben; sie muss weitergeführt werden als ein kritisches Projekt. Die Ausdifferenzierung und Etablierung von Disziplin und Profession bieten hierfür eine gute Voraussetzung.

Aber sie lassen zugleich zwei Aufgaben schärfer hervortreten, die nicht neu sind; aber Theorie ist eben auch Erinnerungsarbeit:

Die eine knüpft an das an, was hier als Ausgangslage formuliert ist: Die systemische Ausdifferenzierung sowie die wachsende Normalisierung und Selbstverständlichkeit von Sozialpädagogik lösen eine Tendenz zur Selbstbestätigung aus; das Geschäft wird dann in jeder Hinsicht funktional und affirmativ, auch in der wissenschaftlichen Beobachtung. Die zuweilen eigenartige Verpflichtung auf Evidenz und robuste Daten führt dazu, dass nur noch die Wirklichkeit abgebildet wird, in ihrer Gegebenheit und höchstens daran gemessen, ob sie den gesetzlichen, administrativen, politischen oder medial öffentlichen Erwartungen genügt. Da können ganz schnell Interventionen gefordert werden, die dann ins Eigenkonzept der Prävention gefügt werden. Manchmal reicht die Warnung vor einem möglichen Risiko, wie es mit den Lebensverhältnissen verbunden ist. Und alles passt in die Optimierungsvorstellungen, die beispielsweise das Bildungsdenken beherrschen. Dem gegenüber bleibt es unhintergehbare Aufgabe freilich nicht nur der Theorie, kritisch zu prüfen, was als Sozialpädagogik stattfindet, ob die – wie die neuen, ökonomischen Vorstellungen schon lauten – Leistung stimmt. Zu fragen ist in aller Radikalität, was Sozialpädagogik anrichtet, im Guten wie im Schlechten. Theorie muss für eine offensive Sozialpädagogik stehen, die sich den bitteren Einsichten stellt, wie sie an den Runden Tischen für die Heimerziehung in Westdeutschland etwa aufgedeckt worden sind;

im Osten fehlt da noch manches, was möglicherweise sogar schmerzhaft sein wird. Man kann sich nicht sicher sein, ob nicht am Ende ein Makarenko noch ganz frei von Schuld gesprochen werden kann, angesichts von Grausamkeit, Gewalt und Missbrauch.

Die andere hat mit dem Befund zu tun, dass Sozialpädagogik mit dem Problem der Normativität hadert; nicht grundsätzlich, wie die Arbeiten von einigen belegen, von Micha Brumlik etwa oder von Hans Thiersch. Sie kommt aber nicht umhin, sich stärker darüber zu vergewissern, in welcher Art von Gesellschaft wir alle als Subjekte leben wollen. Möglicherweise ist das wohl gemeint, wenn Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession bezeichnet wird. Ich halte dies für falsch, nicht nur weil die Verteidigung der Menschenrechte unser aller Aufgabe sein sollte und an keine Profession abgegeben werden darf. Vor allem übersteigt ein solches Programm die Aufgaben der Sozialpädagogik. Sie sind banaler, haben jedoch zugleich ernsthaft damit zu tun, Vorstellungen einer Gesellschaft in ihrer Alltäglichkeit und im Konkreten zu entwickeln und zu präsentieren. Sozialpädagogik arbeitet insofern an der Herstellung einer Gesellschaft, aber sie ist nicht Produktion einer solchen, sondern bleibt darauf beschränkt, Ermöglichung von Sozialität und Subjektivität zu sein. Vielleicht muss dies gelegentlich ein wenig banal, wenn nicht sogar – wie ein Vorwurf lautet – naiv geschehen. Etwa indem Menschen, die stigmatisiert wurden, als geistig behindert, die Chance bekommen (übrigens in einem Forschungsprozess) ihr eigenes Alter zu entwerfen; die Möglichkeit erhalten, ihre subjektive Lebenswirklichkeit, ihre Ängste, Wünsche und Hoffnungen selbst auszusprechen. Ohne, dass jemand für sie spricht, ohne dass jemand ihnen erst das Recht erteilt für sich zu sprechen (vgl. Stadel 2020).

Unbestritten also: Es gibt eine intensive Debatte, in der zahlreiche Themen angesprochen werden, von Autorität über Gerechtigkeit bis hin zur weiter bestehenden Willkür in den Aktivitäten öffentlicher Instanzen. Verborgen werden intensive Auseinandersetzungen um den Schutz von Kindern geführt, zuweilen in einer nur wenig bedachten Spannung mit den Notwendigkeiten, Selbständigkeit und Eigenwillen von Kindern konsequent gegenüber den Ansprüchen zu gewährleisten, die entweder freundlich als Sicherung der Entwicklung und des Wohlergehens oder als Optimierung gefasst werden. Dennoch besteht eine seltsame Scheu davor, sich zu einer guten pädagogischen Praxis zu bekennen, dazu auch Menschen die Bildung zu sichern, in welcher sie Subjektivität finden. Das kann sehr wohl in Kooperation mit Schulen gelingen, wenn und sofern diese noch die Chance haben, jenseits von Standardisierungs- und Vermessungstechnologien Bildung zu ermöglichen. Notabene: Schulen können das. Zumindest wenn sie nicht gezwungen werden, die Vergleichbarkeit von Testergebnissen in den Vordergrund zu rücken.

Doch könnte man die Aufgabe ein wenig anders ausdrücken, nämlich entweder in den schon angesprochenen Vorstellungen von Joan C. Tronto, den neoliberalen Konkurrenzmechanismen ein Denken entgegenzustellen, das sie als Caring

Democracy bezeichnet. Sie weist das als feministische Überlegung aus, was ein wenig fatal ist, weil es ein falsches Zirkelargument begünstigt: Feministisch begründet endet die Sorge wieder bei den Frauen; dabei hat doch feministische Theorie geholfen, eine universelle Einsicht zu gewinnen, die alle verpflichtet. Nämlich zur Anstrengung, sich um Demokratie zu sorgen, um eine sorgende Demokratie, als eine subjektiv geteilte und kooperativ realisierte praktische Infrastruktur eines menschlichen Miteinanders und Füreinander, das allen Bereichen des sozialen, ökonomischen und kulturellen Lebens gilt. Das auf eine Wiederherstellung des Ganzen gerichtet ist, umfassender als dies damals in meinem Buch gefasst wurde, dem die Rekonstruktion der Subjektivität wichtig war. Heute zeigt sich beides als Aufgabe, dialektisch eben: Rekonstruktion der Subjektivität durch Rekonstruktion der Bedingungen von Subjektivität.

Das erlaubt einen zweiten Blick, der an einen Begriff anknüpft, den Martha Nussbaum als Titel eines Buches gewählt hat. Durchaus in Verbindung mit Überlegungen zu einem guten Leben in demokratisch geordneten Verhältnissen, konkret und real: *Cultivating humanity* (Nussbaum 1997). Vielleicht wäre das ein Leitmotiv für eine Sozialpädagogik, die sich dem Neoliberalismus als marktradikalem Kapitalismus und Kultur der A-Sozialität entgegenstellt, um den Subjekten eine soziale Freiheit wiederzugeben, Autonomie in einer Gesellschaft, die sie als ihre erleben und genießen. Die Sorge um eine Demokratie der Subjekte und für diese.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1972a): Einleitung zu: Adorno Theodor W. u. a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt und Neuwied (2. Auflage).
- Adorno, Theodor W. (1972b): Soziologie und empirische Forschung. In: Adorno, Theodor W. u. a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt und Neuwied (2. Auflage), S. 81-102.
- Adorno, Theodor W. (2019): Vorträge 1949-1968. Nachgelassene Schriften. Abteilung V. Vorträge und Gespräche. Band 1. Berlin.
- Ahlheim, Rose/Hülsemann, Wilfried u. a. (1971): Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus. Frankfurt a. M.
- Aichhorn, August (1977): Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Bern, Stuttgart, Wien (9. Auflage).
- Aller, Jens (1980): Der Wohlfahrtsstaat in der Krise. Eine Bilanz nach drei Jahrzehnten Sozialpolitik in der Bundesrepublik. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 9, 8. S. 313-342.
- Alber, Jens (1983): Einige Grundlagen und Begleiterscheinungen der Entwicklung der Sozialausgaben in Westeuropa 1948-1977. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 12, S. 93-118.
- Albert, Hans (1972): Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften. In: Topitsch, 8. S. 126-143.
- Albrecht, Günther (1982): Theorien der Raumbezogenheit sozialer Probleme. In: Vascovics (Hg.), S. 19-57.
- Aly, Götz (1977): „Wofür wirst du eigentlich bezahlt?“ Möglichkeiten praktischer Erzieherarbeit zwischen Ausflippen und Anpassung. Berlin.
- Anders, Günther (1980): Die Antiquiertheit des Menschen. Erster Band: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München (5. Auflage).
- Aries, Philippe (1976): Geschichte der Kindheit. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig. München (3. Auflage).
- Aristoteles (1976): Politik. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München (2. Auflage).
- Arnold, Alfred (1974): Dialektik und Persönlichkeitstheorie. Persönlichkeitsauffassungen in der Psychologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie Jg. 22, 8. 999-1012.
- Aubert, Nicole (direction) (2010): L'individu hypermoderne. Mons.
- Aumüller, Ursula (1974): Industrieschule und ursprüngliche Akkumulation in Deutschland. Die Qualifizierung der Arbeitskraft im Übergang von der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise. In: Hartmann, Klaus u. a.: Schule und Staat im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.
- Bäuerle, Wolfgang (1967): Sozialarbeit und Gesellschaft. (Sozialpädagogisches Forum). Weinheim und Berlin.
- Bäuerle, Wolfgang (1973): Zur Entwicklung einer sozialen Technologie. Eine einführende Übersicht. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit Jg. 24, S. 162-175.
- Balzer, Brigitte/Rolli, Susanne (1981): Sozialpädagogik und Krisenintervention. Argumente für ein psychosoziales Versorgungssystem. (Kritische Texte zur Sozialarbeit, Sozialpädagogik, sozialen Problemen). Darmstadt, Neuwied.
- Barabaß, Friedrich/Sachße, Christoph (1977): Das Theorie-Praxis-Syndrom in der Sozialarbeiterausbildung. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit Jg. 28, S. 269-277.
- Barabaß, Friedrich/Blanke, Thomas/Sachße, Christoph/Staschet, Ulrich (Hg.) (1977): Jahrbuch der Sozialarbeit 1978. Analysen, Berichte, Materialien. Reinbek.
- Baron, Rüdiger/Dyckerhoff, Kristin/Landwehr, Rolf/Notbaar, Hans (Hg.) (1978): Sozialarbeit zwischen Demokratie und Klient. Dokumente der Sozialarbeiterbewegung. Sozialpädagogische Korrespondenz 1969-1973. Reprint. Offenbach.
- Barth, Kreszentia (1978): Gruppenarbeit. In: Eyferth/Otto/Thiersch 1984, S. 458-464.
- Basaglia, Franco (Hg.): Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Ein Experiment der psychiatrischen Klinik in Görz. Frankfurt a. M. (2. Auflage).